

Wiener Zeitschrift für Volkskunde

(Dormals Zeitschrift für österreichische Volkskunde)

Herausgegeben vom
Verein für Volkskunde
in Wien.

Begründet von
Prof. Dr. Michael Haberlandt.

Für den Inhalt verantwortlich:
Prof. Dr. Arthur Haberlandt.

XLVII. Jahrgang 1942.

Wien 1942.

Im Selbstverlag des Vereines für Volkskunde.



Inhaltsangabe

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.	Seite
Alexander Serascin: Wiedergänger und Menhire	1
Rudolf Hruschka: Ortsnennereien aus Südmähren	7
Anton Schipflinger: Die „wilden Löda“	16
Anton Schipflinger: Das Anmelden	18
Richard Pittioni: Kinderreime über den Storch im Burgenland	19
Wolfgang Haberlandt: Erratus-Eccastus?	21
Abalbert Klar: Aufgaben und Ziele einer technischen Hausforschung (mit 11 Planaufnahmen)	33
Arthur Haberlandt: Zur Frage nach Herkunft und Geltung der Be- nennung „fränkisches Haus“, „fränkisches Gehöft“	44
Leopold Schmidt: Das Triebener Paradeissspiel	53
Hansjörg Koch: Sagen aus der Ostmark	67
Anton Schipflinger: Von der Brigentaler Mundart	73
Prof. Dr. Ludwig Schmidt 80 Jahre alt	76
Hofrat Dr. Karl Giannoni 75 Jahre alt	77
Prof. Dr. Hugo Fassinger 65 Jahre alt	77
Karl Liebleitner †	77

Literatur der Volkskunde.

Buchbesprechungen 21—25, 50—52, 78—80

Mitteilungen aus dem Verein und Museum für Volkskunde.

Jahresbericht für das Jahr 1941 26

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Wiedergänger und Menhire.

Von Alexander Seracsin, Wien.

(Mit 1 Abbildung.)

Die Frage nach Sinn und Zweck der Menhire, dieser ganz eigenartigen vorgeschichtlichen Steindenkmäler, ist ungeklärt und vielfach umstritten; die Lösung umso schwieriger, als mit diesen Steinen mannigfache, oft zeitlich weitgetrennte volkstümliche Anschauungen verbunden sind. Demgemäß mangelt es nicht an Deutungsversuchen. So will man in ihnen Grabsteine, primitive Idole, Ruheplätze der im Raume sich bewegenden Seele, Darstellung und Wohnung Verstorbener und andere Dinge mehr erblicken. Doch scheint für die Beurteilung des ganzen Problems nicht ohne Bedeutung, daß wir in den Wiedergänger- als auch in den Menhirsagen auf eine Reihe ganz bestimmter, gleichartiger Vorstellungen stoßen, auf die an der Hand einiger Beispiele näher eingegangen werden soll.

In der Grettirsaga¹⁾ wird erzählt, daß Thorhalls Knecht Glam in der Julnacht von einem Gespenste erschlagen wurde. Seine Leiche war schwarz wie Hel, geschwollen wie ein Ochse und so schwer, daß sie von den Pferden auf ebenem Gelände nicht von der Stelle gebracht werden konnte. Die Leiche wird liegengelassen und mit Steinen bedeckt. Bald darauf beginnt der Spuk in Thorhalls Haus. Glam reitet auf den Dächern, treibt sein Unwesen in den Stallungen, tötet Menschen und Tiere. „Am meisten wurde die Tochter des Bauern heimgesucht und es kam dahin, daß sie daran starb.“ Schließlich bezwingt Grettir den Unhold und schlägt ihm den Kopf ab. Die Leiche wird zu kalten Kohlen verbrannt und an einem entlegenen Ort vergraben. Soweit die isländische Sage.

Aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammt ein ausführlicher Bericht über den Wiedergang des verstorbenen Bürgermeisters Johann Runze aus dem Städtchen Bensch oder Bentschin²⁾. Auch hier beginnt der Spuk gleich nach dem Tode Runzes. „Die Wittib hatte es am schlimmsten, denn sie durfte sich ohne Gefährten auch bei Tag kaum in ein Gemach begeben, so war der Geist allenthalben sichtbar und wollte sie sogar nötigen. Auch andere Frauen wollte er notzüchtigen. Gegen

¹⁾ Thule, V, 1922, S. 91 ff.

²⁾ H. Kühnau, Schlesiſche Sagen, 1910, I, S. 175 ff.

den Morgen ließ er sich von vielen Leuten persönlich schauen, aber bei der Nacht turnierte er am allerheftigsten, als ob er ganze Häuser niederreißen wollte. Die Pferde im Stall machten ein solches Turnieren, als wenn sie jemand strapazieren wollte oder selbst untereinander sich bisßen und schlägen. Die hineinkommenden Kühe saugte er aus, daß sie keine Milch in den Eutern behielten und drehte ihnen die Schwänze zusammen, wie einem geflochtenen Pferde.“ Seine Leiche ist aufgegedunsen, viel stärker, wie „ohungefähr bei gemästeten Specketen Schweinen“. Aus seiner geöffneten Wade lief das schönste rote Blut. Als man seinen Körper mit Strängen aus dem Grabe durch ein Loch in der Kirchhofsmauer ziehen wollte, war er so schwer, daß die Stricke darüber zerrissen und man ihn kaum von der Stelle zu bringen vermochte. Schließlich wurde die Leiche zerstückelt und verbrannt.

Beiden Sagen liegt noch der ursprüngliche Glaube an die rein körperliche Wiederkehr des Toten zugrunde. Erst unter dem Einflusse des Christentums tritt an Stelle des echten Wiedergängers das Gespenst. Dementsprechend ändern sich die Abwehrmaßnahmen. Statt des Enthauptens, Zerstückelns und Verbrennens der Leiche kommt das Bannen des Gespenstes in Anwendung. Die Sagenzüge aber, wie die Rückkehr des Toten in seine Behausung, die Schädigung von Mensch und Tier, das Schwerwerden der Leiche, zu deren Wegschaffen oft mehrere Paar Pferde benötigt werden, bleiben in mehr oder weniger bunter Ausschmückung immer die gleichen.

Ich möchte nun den vorliegenden Wiedergängererzählungen einige Menhirsagen gegenüberstellen. Vom Münnich bei Drahomischl³⁾ (Abb. 1) im Sudetengau, einem mächtigen, mitten in der Ebene stehenden 3 m hohen Menhir — der Überlieferung nach ein mit seiner Liebsten versteinertes Mönch — wird erzählt: Einst wollte der Verwalter des Hofes Drahomischl den für die Feldkultur hinderlichen Stein entfernen und aus ihm einen Tränktrug anfertigen lassen. Allein die Überführung war nicht leicht, denn erst allen Gespannen des Meierhofes zusammen gelang es, den Stein fortzuschaffen. Als der Steinmeh seine Arbeit begann, rann bei jedem Meißelhieb Blut aus den Schlagflächen. Da erklärte er, der Stein sei kein „echter“ und ließ die Arbeit stehen. So blieb der Münnich im Hofe liegen. Allmächtlich aber entstand in den Viehställen ein gewaltiger Lärm, ein Splintern und Krachen. Am Morgen fand man das Vieh seiner Fesseln ledig, frei im Stall umherlaufend vor. Alles nur halbwegs Zerbrechliche war im Stalle zertrümmert.

³⁾ Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Ant. Gerstenhöfer in Drahomischl bei Saaz.

Erst als man den Stein auf einen Wagen lud und ein Paar junge Pferde vorspannte, die den steinernen Mönch zum früheren Standort brachten, wo er wieder aufgestellt wurde, trat Ruhe ein. Ähnliche Sagen sind uns aus Frankreich, England, Schweden und anderen Ländern bekannt. Vom drehenden Stein (La Pierre Tournante⁴⁾ beim Weiler Mallemain in der Normandie wird erzählt, daß 300 Pferde angespannt werden mußten, um ihn von der Stelle zu bringen. Als in der darauf-

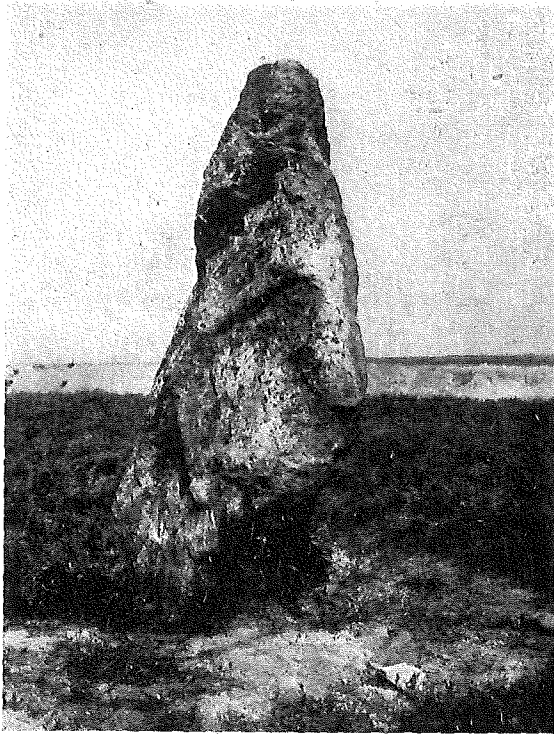


Abb. 1. Der Menhir (Männich) bei Drahomischl im Sudetengau.

folgenden Nacht ein Bauer, der sich verspätet hatte, in der Nähe des Ortes vorbeiging, wo der Stein lag, sah er zu seinem Entsetzen, wie dieser sich von selbst langsam nach seinem ursprünglichen Standort hin bewegte, wo er auch am nächsten Morgen zum Staunen der Leute wiedergefunden wurde. Die Sage von den „flüsternden Rittern“ (The Whispering Knights⁵⁾ in der Grafschaft Oxford weiß von einem

⁴⁾ P. Saintyves, *Corpus du Folklore Préhistorique en France et dans les Colonies Françaises*, 1936, III, S. 68 f.

⁵⁾ D. G. S. Crawford, *The Long Barrows of the Cotswolds*, Gloucester 1925, S. 38. Die „flüsternden Ritter“ sind die Überreste eines Dolmen und der

Bauern zu erzählen, der einen dieser Steine zum Bau eines Nebengebäudes verwenden wollte. Beim Transporte brach der Wagen und die Pferde kamen um. Dann mißriet dem Bauern die Ernte, Kinder starben. Das einzige verbliebene Pferd wird in den Wagen gespannt und bringt den Stein mit Leichtigkeit zurück. Dann ging alles wieder gut. Eine schwedische Sage⁶⁾ weiß von Bautasteinen folgendes zu erzählen: Auf den Narby-Höhen beim Hofe Björkens befinden sich 5 Bauta-Steine. Der Bauer namens Ewen Björk holte einmal, als er einen Viehstall baute, einen von diesen Steinen, um ihn als Schwelle zu benützen; aber die Tiere machten solchen Lärm im Stall und wurden so unruhig, daß der Mann gezwungen war, den Stein zurückzubringen und an seiner ursprünglichen Stelle wieder aufzurichten. Als der Stein fortgeführt wurde (von seinem ehemaligen Standort), da konnten ihn zwei Pferde kaum ziehen, obwohl es bergab ging; als man ihn zurückführte, ging es viel leichter. Von einem Runenstein schreibt Trogillus Arnkiel⁷⁾: „In Schonen bey dem Dorff Ströh unsern Landskron/ist ein ansehnlicher Grab-Hügel Thulshoi genandt/mit verschiedenen Ruh- und anderen Grab-Steinen gezieret/darunter ein Stein klein Thule genandt/welchen ein Bauer ausgegraben/und zum Gebrauch in seinem Hause angewendet; was geschieht? in der ersten Nacht entsethet im Hause ein so großer Tumult/und Gepolter/als wenn alles mit Knall und Fall einreißen wollte. Als nun dieser große Tumult eckliche Nächte im Hause continuirt/und der Hauß-Vatter hierüber zu Gott umb Hülffe/und Rettung seuffzet/ist ihm jemand im Schlaf erschienen/der zu ihm heimlich ins Ohr gesagt: Bring Klein-Thule (so hieß der Grab-Stein) wieder an seinen Orth hin. Sobald der Bauer des Morgens erwacht/bringt er den Grab-Stein wieder an seinen Orth hin/da denn alles in seinem Hause stille worden.“ Von Sühnekreuzen bringt Fr. Kießling⁸⁾ zwei ähnliche Begebenheiten, die sich angeblich vor nicht langer Zeit im Waldviertel (Niederdonau) ereignet haben sollen. So wird von einem Sühnstein in der Nähe des Dorfes Obergrünbach, den ein Bauer als Pflaster in seinem Hause verwendet hatte, berichtet, daß von diesem Augenblicke an das Vieh von einer unerklärlichen Unruhe erfaßt wurde, so daß der Bauer sich nicht anders helfen konnte, als den

Sage nach von einer Hexe versteinerte Ritter, die, als ihr König mit seinem Heere hart vor der Schlacht stand, sich heimlich zurückzogen und zusammen Ränke schmiedeten. Die volkstümliche Anschauung kennt übrigens keine Unterschiede zwischen Menschen, Dolmen, Langgräbern, Bauta- und Runensteinen.

⁶⁾ Västsvenska folkminnesarkivet, No. 1093, S. 2.

⁷⁾ Cimbrijsche Heyden-Begräbnisse, Hamburg, 1702, III, S. 154 a, b.

⁸⁾ Frau Saga im Niederösterreichischen Waldviertel, 1924, I, S. 64 f., No. 61.

Stein wieder auszugraben und an seinen früheren Platz hinzuführen. Die gleiche Erfahrung machte ein Bauer aus Schweinburg, der gleichfalls ein Sühnkreuz als Prellstein gebraucht hatte. Seit dieser Zeit geisterte es im Haus und im Stall so lange, bis er den Stein an seinen Standort zurückbrachte.

Ich möchte hier noch kurz darauf verweisen, daß die erwähnten Sagenzüge auch in den volkstümlichen Anschauungen über die Totenbretter wiederkehren. Ein junger Bursche, der einst die Wette einging, ein Totenbrett von seinem Standort wegzutragen und darauf zu schlafen, mußte den Frevel bitter büßen. Das Brett wurde beim Tragen immer schwerer und plötzlich stand eine weiße Frau vor ihm, die ihn am Weitergehen hinderte. Eine furchtbare Last hielt ihn mit seinen Armen umklammert und brachte ihn zu Fall. Als am nächsten Morgen seine Angehörigen ihn auffanden, konnten sie in dem gebrochenen, weißhaarigen Greis kaum den kraftstrogenden Jüngling vom Vortage erkennen⁹⁾. Die Sage zeigt wohl das Motiv des Schwerwerdens, doch wird das Totenbrett bzw. die weiße Frau zum aufstoßenden Wiedergänger. „Wieder ein anderer Mann hatte aus gestohlenen Totenbrettern Taubenschläge gemacht, weil nach dem Volksglauben die Tauben nicht davonfliegen, wenn das Ausflugbrett des Schläges aus solchem Holz ist. In der Nacht kamen die Toten und wollten ihre Bretter wieder haben. Das war ein Lärm sondergleichen; eine Nacht nach der anderen, bis in der dritten Nacht der Mann aufstand, die Taubenschläge einriß und das Holz wieder dorthin trug, wo er es genommen hatte“¹⁰⁾.

Wir treffen also auch in diesem Sagenkreise auf die gleichen Vorstellungen, wie das Schwerwerden, die Rückkehr an den ursprünglichen Standort und die Schädigung von Mensch und Tier. Diese Feststellung ist um so bedeutsamer, als die angeführten Motive nicht allein in den Sagen von Menhiren, Bauta- und Runensteinen, mittelalterlichen Sühnekreuzen und Totenbrettern nachzuweisen sind, sondern auch in der christlichen Legende weiterleben. Kreuze, Heiligenbilder und Statuen, Glocken werden schwer, wenn sie von ihrem ursprünglichen Standort entfernt werden. Oftmals kehren sie so lange wieder, bis an dieser Stelle eine Kapelle oder ein Gotteshaus errichtet wird. Das Motiv der Schädigung ist ebenfalls — wenn auch seltener — vorhanden. Eine Sage aus Schleswig-Holstein berichtet¹¹⁾: „Einmal pflügte ein

⁹⁾ G. Jungbauer, Böhmerwald-Sagen, 1924, S. 222.

¹⁰⁾ Ebenda, S. 221.

¹¹⁾ R. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Kiel, 1845, S. 115, CXLIV.

Mann das Feld, wo jetzt die Windberger Kirche steht. Auf einmal standen seine Ochsen (mit denen man auch im Ditmarschen damals pflügte) und konnten den Pflug nicht von der Stelle bringen. Da legte er noch zwei, und dann wieder zwei und endlich gar noch vier davor und konnten alle zwölf den Pflug nicht weiter ziehen. Da spannte er ab, grub in der Erde und fand ein kleines, eisernes Kreuzifix, nur eine Spanne lang, das den Pflug aufgehalten hatte. Als ein besonderes Heiligtum hob es der Bauer auf und legte es zu Hause in eine Lade; aber jedesmal, wenn er morgens auf den Acker kam, lag das Kreuzifix auf der Stelle. Da er dennoch niemand offenbaren wollte, wurde er darüber unsinnig; sobald er es aber zeigte, kam er wieder zu seinem Verstande. Da baute man eine Kapelle, wo das Kreuz gefunden war und lange Zeit geschahen große Wallfahrten und Opfer dahin.“ Ebenso wird vom Marienbilde bei Telgde¹²⁾, als es nach Münster überführt werden sollte, erzählt, daß dreißig Pferde nicht imstande waren den Wagen, worauf es lag, von der Stelle zu bringen.

Die Übereinstimmung der Motive in den Wiedergänger- und Menhirjagen — ich habe mich lediglich auf die wichtigsten gemeinsamen Merkmale beschränkt — ist nicht von der Hand zu weisen. Menhire sind der Sage nach zumeist versteinerte Menschen; ihnen kommen, ähnlich wie den Wiedergängern, ganz bestimmte Lebensäußerungen zu; sie bluten, bewegen sich selbständig zum ursprünglichen Standort zurück, oder verlassen diesen zu bestimmten Zeiten, um im Meer zu schwimmen oder im nächsten Bach zu trinken. Der Menhir ist aber nicht als ein lebloser Stein betrachtet worden, sondern als Mensch, das beweisen die Namen vieler Menhire, wie die „flüsternden Ritter“ u. a. und vor allem die Sagen der erwähnten Art. Aber der Menhir wurde nicht als beliebiger Mensch angesehen, sondern als ein Verstorbener, und zwar als ein wiedergängerischer Toter. Aus dieser Vorstellung wird der Menhir als Sitz und Wohnort der Seele Verstorbener erst verständlich. Die Vielsältigkeit der Menhirjagen macht eine Überlagerung der ursprünglichen Anschauung durch andere Glaubensschichten zweifellos. Seelen- und Ahnenkult, Fruchtbarkeitszauber spielen eine große Rolle. Alle diese Vorstellungen müssen im Volke derart fest verankert gewesen sein, daß sie allein aus Opportunitätsgründen ins Christentum Eingang fanden und auf Kultgegenstände übertragen wurden.

Ob die Gleichsetzung von Menhir und Wiedergänger schon zur Zeit der Errichtung dieser Steindenkmäler entstanden ist, oder ob es

¹²⁾ C. J. Weber, Deutschland oder *W*iese eines in Deutschland reisenden Deutschen. IV. Band, 1824, S. 238.

sich um eine volkstümliche Ausdeutung der Steine aus einer Zeit handelt, in welcher deren ursprüngliche Bedeutung bereits vergessen war, läßt sich schwer entscheiden. Menhirbezeichnungen, die sprachlich heute ohne weiteres verständlich sind, wie die der „flüsternden Ritter“ könnten auf spätere Ausbildung dieser Sagen schließen lassen; jedoch muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß diese Namen aus älteren Sprachen übernommen und in die jeweils gebräuchliche Sprachform übertragen worden sind. Die Beziehung der Menhire zum Menschen ist jedenfalls eine in die Zeit ihrer Errichtung zurückreichende, denn es gibt neben den figurlosen Menhiren zahlreiche, auf denen in plumper, aber dennoch unverkennbarer Weise, menschliche Körperteile, z. B. das Gesicht und die Füße, angedeutet sind.

Ortsneckereien aus Südmähren.

Gesammelt von Rud. Hruschka, Piesling a. d. Thaya.

Der Volkswitz bekämpft die dörfliche Höflichkeit und Außerlichkeit; er ist das Zubrot zur täglichen Kost.

Bogumil Goltz.

Zu einem Gebiete, das unbearbeitet und verkannt ist in seiner Bedeutung und an dem die Heimatforschung nicht achtlos vorübergehen darf, gehören die Ortsneckereien als humorvolle Erzeugnisse der Volksdichtung; aus dem Gang des Volkes zu Witz und Spott, Schalkhaftigkeit und Schelmerei entstanden, haben sie zum Gegenstand immer bäuerliche Eigenheiten und dörfliche Einfalt und zeigen uns den frischen und gesunden Sinn des Landvolkes für Humor und Satire, der alles Krankhafte, Unehnte und Unnatürliche bekämpft. Meist sind diese Neckereien nicht böse gemeint und werden von verständigen Leuten auch nur als harmlose Schnurren gewertet, die nicht beleidigen und lächerlich machen, sondern nur ein heiteres Schmunzeln erwecken sollen; hier gilt das Sprichwort: „Was sich liebt, das neckt sich!“; freilich könnte man auch sagen, daß sich noch mehr neckt, was sich weniger liebt! Ein gewisser Ausgleich kommt übrigens dadurch zustande, daß sich die einzelnen Orte gegenseitig mit gleicher Wohlthat bedenken!

Wie mannigfaltig sich im Gemüte des Südmährers die glückliche Begabung für Humor äußert, sollen die folgenden Proben zeigen:

Die Bewohner von M a i r e s heißen scherzweise „d'Windwürm“; ihnen hat der Volkswitz folgenden lächerlichen Streich angedichtet: „Damol hot a Maireser in Blabings Blunz'n (Blutwürste) g'stuhsn

und hot, wia er hoamganga is, grod bei da Dorfkapell'n a groißi Blunz'n valorn. Wias liacht is wor'n, hot oana dö Blunz'n g'fund'n, hot's owa lieg'n loss'n, wal er's nit kennt und g'moant hot, dos war a Biech, und hot, in Richte d'Melbing g'mocht va sein Fund. Der hot glei(Ch) in Muskschuß z'sammtejma loss'n und noch a san dö Mauna (Männer) za da Kapell'n gaunga und haum dos z'sammg'radelsti Ding lang und va olli Seit'n ang'schaut; wal's owa a neamd kennt hot, hot müass'n da Schulmasta fejma, daß er ihna sogt, woß döß is. Der hot grod an Sitz (Pfd) g'hobt auf d'Gmoa, wal d'Bauern ban Sautonz auf eahm vageß'n hob'n, und hot si(Ch) denkt: ‚Wort's, Runt'n, Eng loß i heut amol tüchti(g) anrenna'. Und wia er za da Kapell'n kimmt und dö schöni Blunz'n lieg'n fiacht, wassert eahm glei(Ch) 's Mal (Maul); er löst owa weida nix mirka, schlogt a Kreuz über d'Brust und sogt: ‚Marandjousef! Dos is jo a Lindwurm, a g'fährlich's und giftig's Biech, dos Eng da Gampel (Teufel) zur Strof für Engern Geiz ei'glegt hot'. Wia dö Mauna dos g'hört ham, san's glei hoamg'rennt um d'Wistgobl'n und ham dö Blunz'n auf zimper-zamper z'sammg'haut, daß der Gerschtbrei (Graupen), mit den's g'füllt woa, nur a sou umanandkugelt is auf da Erd. Wias firti woan mit dera Dawat, moant da Richte: ‚Mauna, ham mir a Glück g'hobt, daß döß Biech beizeit'n g'fund'n wor'n is: Dahn (Eier) hot's, a schou g'hobt!' " —

(Dieses Geschichtchen ist eigentlich nur eine Variante zu der Anekdote, die als „Wafunger Jagdglied“ von der Stadt Wafungen in Thüringen erzählt wird und folgend lautet: Ein Wafunger fand abends mitten im Weg ein ungeheuerliches Ding — wie ein riesiger Wurm, in sich zusammengefugelt. Im Wirtshaus erzählte er, was er gesehen, und beschrieb die Größe des Ungeheuers, worauf ein Jagdzug vor das Tor beschloffen wurde. Man bewaffnete sich mit Stöcken, Stangen, Spießen, Heugabeln und einer Muskele; auch Laternen wurden mitgenommen und so zog das kleine Häuflein, nachdem es sich weidlich gestärkt hatte, zum Tore hinaus. In der Nähe des Galgens lag immer noch still und in sich geballt, wie ein Reißbar das Ungetüm, rührte und regte sich nicht. Da sich niemand in die Nähe getraute, wurde aus sicherer Entfernung ein Schuß gewagt. Da tat das unheimliche Ding einen Satz und spritzte aneinander. „Seht, jetzt hat es sein Gift fahren lassen“, riefen die Nächsten. „Nun drauf!“ Alles fiel nun über das Ungeheuer her, das manjetot und auch kein Ungeheuer war, sondern nur eine mächtige Schlackwurfs, die ein Bauer verloren hatte.)

Zu den ältesten Siedlungen des ehemaligen Südmährens gehört der Markt *F r a t t i n g*, dessen Kirche schon im Jahre 1251 von Weighard von Thrnau dem Stifte Geras geschenkt wurde. Von König Johann 1325 mit dem Marktrecht ausgestattet (C. D. M., VII, 211), bestätigte Wladislaw II. im Jahre 1498 die Vorrechte dieser Gemeinde und vermehrte die Zahl der Fahr-, Roß- und Viehmärkte auf fünf.

Die aus dem Jahre 1595 stammende Rolandssäule ist heute noch das Sinnbild der ehemaligen Freiheit und Selbständigkeit dieses wohlhabenden Ortes.

Um diese Vorrechte jedenfalls beneidet, ersannen die Orte der Umgebung folgende Hänselei: Die Frattinger durften wohl Jahrmärkte, aber keinen Wochenmarkt abhalten und deshalb beschloffen sie, diesem Mangel in einer Vorprache beim Kaiser Josef II. abzuhelpfen. Der Richter, der sich daraufhin mit zwei Geschworenen nach Wien begab, sollte dem Kaiser seine Bitte folgend vortragen: „Die Frattinger bitten Eure Majestät um die Gewährung eines Wochenmarktes am Mittwoch jeder Woche.“ In seiner Aufregung soll er sich jedoch versprochen und sein Anliegen in folgende Worte gekleidet haben: „Die Frattinger bitten Eure Majestät um die Gewährung eines Mittwochs in jeder Woche“, worauf der Kaiser die Bittsteller lächelnd und gnädigst mit den Worten verabschiedete: „Die Bitte sei Euch gewährt!“ —

Auf dieselbe Weise und zur gleichen Zeit soll übrigens auch der Markt S c h a t t a u zu einem Mittwoch gekommen sein, wie Dr. Ludwig in seiner Monographie „Der Markt Schattau“ (S. 163) zu berichten weiß: Als nämlich im historischen Kontrollorgan der Wiener Hofburg die Deputation aus Schattau aufgestellt war und Kaiser Josef auf sie zutrat und fragte: „Wer sind die Herr'n?“ antwortete der Schattauer Sprecher: „Wir sind die vier Herr'n von Schattau!“ „Und was wünschen die Herr'n?“ fragte Josef lächelnd. „Wenn Ew. Majestät uns allergnädigst jede Woche einen Mittwoch huldvollst verleihen würden!“ „Der sei euch in Gnaden gewährt“, sagte Josef und entließ die Herren freundlich.

Seit dieser Zeit werden in Unter-Nezbach die vier Könige des Tarockspieles scherzweise als „die vier Herr'n aus Schattau“ bezeichnet.

Eine andere Neckerei, die in den Orten S c h a t t a u und U n t e r - N e z b a c h geläufig ist, bringt gleichfalls Dr. Wieder in seiner Orts-geschichte: In Unter-Nezbach wurde einmal ein Malefizant (Wisseläter) festgenommen, der gehängt werden sollte. Die Gemeinde verfügte aber über keinen Galgen und deshalb wandte sie sich an den Schattauer Marktrichter mit der Bitte, ihr den Galgen leihweise zu überlassen. Dieser erklärte jedoch, allein keine Verfügung treffen zu können, versprach aber, ihre dringliche Angelegenheit dem hohen Rat vorzulegen und wohlwollend zu unterstützen. Doch nach kurzer Zeit erhielt die Gemeinde Unter-Nezbach den Bescheid, „daß der Richter und die Geschworenen der ehrfamen Marktgemeinde Schattau dies

keineswegs zugeben könnten, denn der Galgen gehöre für sie, ihre Kinder und Kindeskinde!" — Die Unter-Nezbacher gaben hierauf dem Verbrecher 5 fl. und entließen ihn mit dem Bedeuten, er solle sich hängen lassen, wo er wolle!

Von *F r a t t i n g* wird auch erzählt, daß einmal mehrere Bauern, unter ihnen auch der Bürgermeister, geschäftlich in Wien zu tun hatten. Diesen Anlaß benützten sie nun zu einem Besuch der Oper und verabtarten daher, sich abends im Wandelraum dieses Theaters zu treffen. Einer der Männer traf aber verspätet hier ein und als er keinen seiner Landsleute vorfand, richtete er an den Theaterkassier die Frage: „Wissen S' nit, is(t) der Gradinger Burgermoasta schon einiganga?“

Das schon 1257 urkundlich erwähnte Dorf *K a n z e r n*, ostwärts von Biesling, hat eine dem Patronate des Stiftes Geras unterstellte Kirche, die in ihrer heutigen Gestalt aus dem Jahre 1765 stammt. Der massige Turm, ein Überrest der alten Kirche, läßt heute die sonst bei Kirchen übliche hochaufstrebende Form des Daches vermissen und trägt als Abschluß bloß ein auf das Mauerwerk aufgesetztes niedriges Flachdach.

Dieses wurde nun zum Gegenstand folgender Neckerei genommen: In Frauendorf bei Alt-Hart soll einmal an einem gewitterschwülen Sommertag ein Kleinbauer sein Feld mit einem vorgespannten Gänserich geeegt haben, der, von Bremsfliegen beunruhigt, plötzlich zu „biesen“ begann, indem er sich mit der Egge in die Luft erhob und in südlicher Richtung Reißaus nahm. Als er gerade Kanzern überflog, sei er aber mit einer Zinke seines Anhängsels dem Dach des Kirchturmes zu nahe gekommen und habe dasselbe heruntergerissen. Die Kanzerner aber, von der Befürchtung geleitet, das Turmdach könnte später wieder einmal einen „biesenden“ Gänserich in seinem Flug behindern, beschloßen daher, von der Erneuerung desselben abzusehen und sich fortan mit dem niedrigen Dach zu begnügen.

Der Markt *B i e s l i n g* ist nach dem nahegelegenen kleinen Dorf Neustift eingepfarrt, hat daher weder eine Kirche, noch Kapelle, sondern bloß ein auf das Dach der Gemeindschmiede aufgesetztes Türmchen mit einer Glocke zum „Gebetläuten“.

Der Volkswitz nahm nun diesen Turm zum Anlaß einer gereimten Fopperci, die früher als „G'stanzl“ gesungen wurde:

Die Biazlinger Mauna (Männer),
die ham si(ch) verschaut;
sie haum eahnern Kirchturm
auf d' Schmitt'n aufibaut.

Sonst werden die Pieslinger mit Rücksicht auf die Bodenbeschaffenheit ihrer Felder „Loahmgrowa“ oder „Loahmstaumpfa“, d. i. Lehmgräber, Lehmstampfer, genannt.

Unweit von Piesling und gleichfalls nach Neustift eingepfarrt, liegt das Dorf Margarethen, eine Siedlung, die 1707 von dem Altharter Grundherrn Maximilian Franz von Deblin auf dem Kulturboden des im Jahre 1626 durch Feuer zerstörten Dorfes Schönakwitz gegründet wurde. In die einstmals von 18 Schönakwitzer Bauern bewirtschaftete Bodenfläche im Ausmaß von $11\frac{1}{4}$ Lahren teilen sich heute 48 Besitzer, die es bei ihren Zwergwirtschaften dank des Sparsinns und der einfachen Lebensweise dennoch zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht haben.

Nach dem Gründer ihrer Siedlung heißen die Margarethner spottweise „Debliner“, aber auch „Brennesselbelzer“, weil sie angeblich einmal den Versuch unternommen hätten, die als Unkraut lästige Brennessel durch Belzen (Pfropfen) zur Kulturpflanze zu veredeln.

Sie werden aber auch damit geneckt, daß sie zum Kirchtag als Suppe das Wasser des Gemeindeteiches genießen, in welchem zuvor der Gemeindestier gebadet wurde.

Einmal wollten sie sich einen besonderen Leckerbissen zulegen und beschloßen daher, zur Kirchweih eine Gans bis zu einem Gewicht von ebensovielen Pfunden zu mästen, als der Ort Häuser hatte, und dann aufzuteilen; da ihnen aber ihr Vorhaben nicht geglückt war, begnügten sie sich mit dem Fleisch eines einäugigen „Geltissenbocks“ (Männchen der Gelse), den sie mit einem Scheuertor erschlugen. Dieser Schlag sei weithin hörbar gewesen und boshafte Menschen aus den Dörfern der Umgebung behaupten heute noch, daß man alljährlich in der Woche vor dem Margarethner Kirchtag das schlagartige Geräusch deutlich vernehmen kann, wenn der Gelsenbock geschlachtet wird.

Ein andermal sollte die Gemeindewiese gemäht werden; der mit der Mahd beauftragte Arbeiter nahm sich eine Flasche Brantwein mit, stellte diese in das Brunnlein der Wiese, damit ihr Inhalt hübsch frisch bleibe, und begann dann seine Arbeit. Als er gerade das Gras am Brunnenrand abmähen wollte, kam er aber der Flasche zu nahe und schlug ihr den Hals ab. Der Schnaps vermischte sich natürlich gleich mit dem Brunnenwasser und gab diesem einen alkoholischen Geschmack. Daraufhin sollen die Margarethner eine ganze Woche hindurch das Trinkwasser nur von diesem Wiesenbrunnlein geholt haben. —

Von der Marktgemeinde Alt-Hart behauptet der Volkswitz, daß sie in früherer Zeit, sehr zum Verdruß ihrer Bewohner, häufig

von „Berkeleimännern“ besucht worden sei, die ihre Wildtätigkeit auf eine harte Probe stellten. Um nun diese ungebetenen Gäste von ihrer Gemeinde fernzuhalten, erfanden die guten Alt-Harter ein einfaches, aber wirksames Mittel: sie verabreichten nämlich den Spielleuten beharrlich an Stelle eines Geldstückes nur mehr Sauerkraut, worauf die Drehorgeln bald verstummten.

Auch in dem folgenden „G'stanzl“ werden die Alt-Harter mit dem Sauerkraut geneckt:

Auf der Mudlauer Brud'n
bleiben d' Othhörter stehn;
essen 's Kraut aus der Totsch'n
und d' Erdäpfeln im Gohn.

Die Siggraser wollten einmal ein im Walde entdecktes Krähenneft ausnehmen; weil sie aber mit der quer getragenen Leiter nicht in den Wald gelangen konnten, ließen sie diese am Waldrand zurück und behalfen sich nach Art der Schildbürger durch Übereinanderstellen. Als der zu höchst Stehende die großen Krähen erblickte, rief er freudig aus:

Jessas, Mauna (Männer)!
San dos Totsch'n Krauna!

Diese Worte erweckten aber in dem am Boden stehenden Richter die Neugierde und mit dem Ausruf „Loß schau'n!“ trat er einen Schritt nach rückwärts, was zur Folge hatte, daß die über ihm stehenden Männer herabpurzelten. —

Unweit von Siggras liegt Neudorf, eine im Jahre 1804 durch Aufteilung des Meierhofes „Neuhof“ entstandene Siedlung, die zu Böhm.-Rudolez gehört und ihre Häuser nur einseitig an die von Rudolez nach Blabings führende Straße angebaut hat.

Die Neudorfer werden nun damit gehänselt, daß sie ihr Brot nur auf einer Seite backen, bzw. die Gänse einseitig braten; die Eigentümlichkeit der Ortsanlage von Neudorf kommt daher auch in einem Bierzeiler zum Ausdruck, der folgend lautet:

Va Ruibers (Rudleß) auf Neudorf,
do is gor nit weit;
in Neudorf, do brot'n s'
d' Gänß auf oana Seit'“.

Das nach Modes eingepfarrte Dorf St o i k e n ist erst seit ungefähr sieben Jahren durch eine Straße dem öffentlichen Verkehr zugänglich und war bis dahin nur auf schlechten Fahrwegen erreichbar. Diesen Umstand benützte der Volkswitz zu folgender Gänselei:

Wenn angeblich ein Fremder nach Stoizgen wollte, mußte er erst den richtigen Weg bei Leuten erfragen, die mit den Ortsverhältnissen vertraut waren; er wurde aber für seine Mühe reichlich entschädigt, denn er erhielt beim Verlassen des Dorfes vom Richter 5 fl., damit er niemandem verrate, wie schön es in Stoizgen sei. —

In *L a s k e s* bei Zlabings sind die Steinböck zu Hause; der Name enthält jedenfalls eine Anspielung auf die „steinreiche“ Umgebung des Dorfes, das aber auch in Wirklichkeit reich ist, da seine Bewohner aus dem Ertrag des großen Gemeindewaldes alle öffentlichen Ausgaben decken können.

Von diesem Dörfchen erzählt sich der Volksmund folgendes drolliche Geschichtchen: Ein Bauer, der einmal im Sommer spät abends von der Feldarbeit heimgekehrt war und eben im Begriffe stand, die Ochsen auszuspannen und auf ihren Standplatz zu führen, sagte zu den Tieren: „Rechtschoffa plogt ham mir uns heunt olli drei; owa i will eng dafür zuibessern, daß moring wieder taf (tüchtig) seids bei der Dawat.“ Dann holte er Wasser für die Tiere, tränkte sie und steckte ihnen die Raufen voll mit würzigem Heu.

Als er beim Morgengrauen des nächsten Tages erwachte, vernahm er aus dem Stall ein jämmerliches Gebrüll. „Um Goutts Willen, was is denn do g'scheg'n?“ sagte er zu sich selbst, schlüpfte rasch in die Hose und stand schon im Stall. Und wirklich: die Tiere, die sonst noch lagen, wenn er den Stall betrat, standen unruhig auf ihrem Plage, brüllten und hatten, was das Schrecklichste an der Sache war, keinen Bissen von dem aufgesteckten Futter genommen. — „Dö Dichs'n san krank“, war sein erster Gedanke und in seinem Schrecken lief er schnell um den Nachbar, der im Rufe eines Viehdoctors stand. Dieser war auch gleich zur Stelle und trat, um die Ursachen der Nahrungsverweigerung ergünden zu können, zwischen die Ochsen, besah zuerst den Sandigen, dann den Sattligen und brach plötzlich in lautes Lachen aus. „So, woß lochst denn? Bist am End' gor narrisch wor'n?“ fragte der um seine Tiere besorgte Bauer, dem das Lachen bei dem Ernst der Lage völlig unverständlich schien. Der also Angeredete beachtete diese Fragen aber nicht, sondern sagte nur: „Nachbar, deini Dichs'n san pumperlg'sund; wannst owa willst, daß wieder fressen, müßt ihna zercht 's Malkörbl (Maulkorb) owitoa!“ —

In *W e n z e l s d o r f*, einer im Jahre 1712 von dem Altharter Gutsherrn Maximilian Franz von Deblin angelegten Siedlung, teilen sich heute 16 Kleinlandwirte in den Kulturboden von nur 86 Hektar Ausmaß; die Wirtschaften sind daher klein und besonders wiesenarm.

Dieser Mangel wurde zum Anlaß für folgende Anekdote genommen: Des Teufels Schwiegermutter war eine furchtbar böse und unverträgliche Frau, mit welcher selbst der Teufel nicht auskommen konnte; deshalb verbannte er sie an einen einsamen Ort, dem er nur wenig Felder und noch weniger Wiesen zu ihrem und ihrer Ziege Unterhalt zuleite. Hier lebte sie fortan freud- und freundlos bis an ihr „seliges“ Ende. Als später an dieser Stelle die Ortschaft Wenzelsdorf gegründet wurde, mußten sich die neuen Siedler eben mit der geringen Feld- und Wiesenfläche bescheiden, die ehemals für den Unterhalt einer Person und Ziege ausgereicht hatte.

Von Wenzelsdorf, das diesen Namen angeblich nur am Sonntag trägt, in der Woche aber bloß „Dörf!“ genannt wird, erzählt der Volkswitz auch, daß vor dem Kapellenbau alle Ortsbewohner zusammentreten mußten, um das richtige Größenmaß für den Grundriß des künftigen Bethauses ermitteln zu können. —

In Neuhart, einem zu Althart gehörigen Ortsteil, der 1675 von Anton Josef Freiherrn von Schneidau gegründet wurde, gibt es 17 Nummern und angeblich 19 Eigentumsverfleter; bis auf den heil. Sebastian, der nämlich angebunden ist, sollen hier — so lautet ein Scherzwort — alle den 7. Punkt aus den 10 Geboten Gottes gestrichen haben. —

Um eine gewisse Wohlhabenheit vorzutäuschen, stellen sich angeblich die Blabinger Bürger nach dem Mittagessen breitspurig unter das Haustor und stochern in den Zähnen, als wollten sie Fleischreste aus dem Gebisse graben. —

Als wahres Schilda aber gilt dem Südmährer der im Neubistritzer Landkreis gelegene Markt Schamers. Im Gemeinbewußtsein verkörpern so ausgesprochen eben die Schamerser den Typus des Spießbürgers, daß jeder lächerliche Fall, jede mißlungene Tat zu einem „Schamlinger Stück“ gestempelt wird; und gerade dieser Ort ist eine fortschrittliche und aufstrebende Gemeinde, aus welcher schon eine stattliche Reihe tüchtiger Männer hervorgegangen ist.

Hier sollen die Leute einmal frischen Schnee getrocknet und das Produkt als „heutiges Salz“ verkauft haben. — Als einst auf dem Sims des Kirchturms Gras wuchs, legten die Schamerser dem Gemeindestier einen Strick um den Hals und zogen ihn auf. Freudig stellten sie fest, daß er schon seine Zunge aus dem Maule rechte, denn sie meinten, er wolle das Gras abweiden und riefen: „Er laungt schi!“ (Er langt schon!) — Den am Ortsausgang gegen Neubistritz gelegenen Schüttdoden sollen sie auf Erbsen verschoben haben. — Das neuerbaute

Rathaus erfüllte alle Schamerfer mit Stolz und Freude; als sie jedoch in der ersten Ratsitzung bemerkten, daß die Anbringung von Fenstern vergessen wurde, faßten sie notgedrungen den weisen Beschluß, das Sonnenlicht in Säcke einzufangen und in den Ratsaal zu bringen. — Den Schamerfern wird auch nachgesagt, daß sie alle Bäume umschlugen, die ihrem Vorhaben, mit einer quer getragenen Leiter in den Wald zu gelangen, hinderlich waren. — Heu, Alee und Grumet werden hier mit quer auf den Wagen gelegten Wiesenbäumen eingefahren. — Beim „Birdlhacken“ sollen angeblich in Schamerz aus dem Reiskgahufen immer zuerst die unteren Äste hervorgezogen werden, damit man die oberen dann leicht nehmen kann. — Als die Schamerfer ihre Kapelle fertiggestellt hatten, fehlte ihnen der „Herrgott“. Zweckes Ankaufes eines solchen begab sich der Richter mit den beiden Geschwornen zu einem Händler in die nahe Bezirksstadt, der bei gleichen Preisen zufällig einen „lebendigen“ und einen „toten“ Herrgott auf Lager hatte. Mit dieser Auswahl hatten sie zu Hause nicht gerechnet und waren daher ungeschlüssig, welchen Heiland sie kaufen sollten, damit er dem Geschmack ihrer Mitbürger entspreche. Schon wollten sie den Kaufladen verlassen, da kam dem Richter die Erleuchtung: „Mauna!“ sagte er, „mir kafen den lebendigen Herrgott; is er noch a'nsfern Leut'n nit recht, sou daschlog'n man holt! — Doch davon genug!

Zum Schluß noch ein paar Spitznamen:

Im Dorfe *M u t t e n* sollen nach der Behauptung des Volkswizes die Hunde mit dem Hinterteil bellen und seine Bewohner werden scherzweise die „grean Hund“ (grüne Hunde) genannt; in ähnlicher Weise heißen die *H o l l e s c h i z e r* „Hirschen“, die *W ö l k i n g e r* „Birdlhocka“ (Bundholzacker), die *V i p o l z e r* und *V i d h e r s c h e r* „Einsatpuzer“ (Einsamenpuzer), die *Q u a l i z e r* „Hengsten“, die *W i s p i z e r* „Tiergartler“, die *L a n d s c h a u e r* „Selbschnabler“, die *G n a d l e r s d o r f e r* „Lappländer“, die *W i s t e r n i z e r* „Steinbeißer“, die *N i k o l s b ü r g e r* „Murer“, die *G u l d e n f u r t e r* „Bolschertlampln“, die *M u s c h a u e r* „Froschwampln“, auch „Froschschraken“, die Bewohner des Marktes *S c h a f f a* „Mautscher“, die *N i e g e r s e r* „Niascher Fünferln“, die *W e i k e r t s c h l ä g e r* „Schwaumabürger“, die *S c h a d i z e r* „Fasane“, die *S c h ö n f e l d e r* „Mondscheinwascher“, die *S i e ß e n b a c h e r* „Breinjodeln“ usw.

Die wilden Lööda.

Von Anton Schipflinger, Hopfgarten.

Meine Mutter erzählte oft von den Schätze hamsternden Nachkommen der Riesen, die in der Sage und in den Erzählungen der Bauern als „wilde Lööda“ benannt werden.

Alte Apler berichteten mir manche Sage von diesen Männern. Den Sagen voraus schickte ich die Ansicht über die Besiedlung und Urbarmachung des Brizental, wie es sich die alten Leute, eben auf Grund der Sagen von den Riesen und wilden Männern, vorstellen.

Riesen lebten im Brizental vor vielen Jahrhunderten; sie waren die ersten Siedler des Tales, sie rodeten die Wälder und schufen fruchtbares Ackerland. Ihre Nachkommen hatten nicht mehr diese Riesenkraft und konnten auch nicht solches leisten, wie die Riesen leisteten. Kleine Menschen waren Nachkommen der Riesen. So erklären sich ältere Leute die Besiedlung des Brizentales.

Die Riesen leben heute noch in der Volksüberlieferung, in den Geschichten und Sagen der wilden Lööda, fort.

Diese wilden Lööda waren die wenigen Nachkommen der ersten Riesen, die das Tal rodeten. Große, kräftige Männergestalten waren sie. Leistungen vollbrachten sie, daß jedermann staunen mußte. Bäume entwurzelten sie mit Leichtigkeit, Steine preßten sie zusammen, daß das Wasser herausraun und noch vieles andere taten sie.

Besonders berühmt wurden die Riesen vom Falkenstein im Spertentale. In der Sage „Der Heidenraub“ (veröffentlicht in Nr. 9, 1935, der „Unterländer Heimat“) wird das Schicksal der Riesen so richtig beleuchtet. Die Sage gibt uns ein Bild vom Ende der Riesen. Schätze sammeln war die Hauptleidenschaft der Falkensteiner Riesen; auch die anderen Riesen im Tale haben gleiches getan. Und das Ende: durch die vielen Schätze wurden sie uneinig. War es da nicht ein leichtes, daß sie von Zwergen, kleineren Leuten, besiegt wurden. Diese haben dann das von den Riesen gerodete Land in Besitz genommen und bewirtschaftet. Die Riesen drängte man auf die Berge. Die Riesen wurden arbeitsfleh und widmeten sich immer mehr ihrer Hauptleidenschaft, dem Schätze sammeln.

Die zurückgedrängten Riesen wurden auch leutscheu; sie trauten niemandem. Zu der Einsamkeit führten sie jedoch kein eintöniges Leben. Im Gegenteil, sie singen nun wohl von neuem zu arbeiten an, doch ihre Arbeit war umsonst. Sie waren nun einmal dem Golde ergeben, das sie vom Segen der Arbeit losband.

Von ihrem Leben in den Wäldern erzählen folgende Volkssagen.

Ein Bauer hatte auf der Alm noch manches zu tun und so begab er sich an einem regnerischen Herbsttage dorthin. Als er in die Hütte kam, war alles in Unordnung, obwohl der Senner bei der Heimfahrt alles in Ordnung brachte. Schnell flog dem Bauern der Gedanke auf, daß die wilden Lööder hier gewesen sein müssen. Am Abend kochte sich der Bauer ein Mus. Während er aß, kamen drei wilde Lööder bei der Tür herein, stellten sich um die Esse und begannen für sich das Nachtmahl vorzubereiten. — Auf den Bauern achteten sie gar nicht. — Einer brachte die Musspanne, die so groß war, wie ein Kaskessel. Der Zweite brachte einen Sechser Schmalz, warf es in die Spanne und begann zu kochen. Der Dritte steuerte Wurzenmehl bei. Nachdem das Mus fertiggekocht war, teilten

sie es in drei Teile und jeder begann seinen Teil zu essen. Löffel brauchten sie keinen, denn sie nahmen die Hand. — Dem Bauern wurde es ungemütlich und er verließ noch in selbiger Nacht die Hütte.

Aus den Wurzeln der Waldkräuter erzeugten sie Mehl. Sie sammelten die Wurzeln, trockneten sie und mahlten sie mit zwei großen Mühlsteinen. Auch auf die Jagd gingen sie; das Fleisch brateten sie am Spieß. Ihre Hauptkost war Fleisch und Mus.

Dunkel war es, wie in einem Sack, als ein Bauer vom Tal heim ging. Er war bei seinem Bruder auf dem Razzberg. Der Weg führte ihn durch einen dichten Wald. — „Bauer, komm, ich zeig dir was“, rief eine Stimme und als der Bauer aufschaute, stand ein wilder Loda neben ihm. Der wilde Loda führte den Bauern ein Stück durch den Wald, dann stiegen sie durch einen Schacht in die Erde. Dort zeigt ihm der Riese einen Kaskessel, der mit lauter schönen Goldgeschmeiden gefüllt war. Der Riese versprach dem Bauern die Hälfte des Schatzes, wenn er ihm seine älteste Tochter als Frau lasse. Der Bauersmann kam in arge Verlegenheit; schließlich sagte er, er müsse zuerst seine Tochter fragen, ob sie einverstanden ist. — Da zog der Riese einen Vorhang zurück. Der Bauer sah seine Tochter inmitten von Riesen; sie tanzte und lachte mit ihnen. Nun willigte der Bauer ein. Da nahm der wilde Loda die Hälfte der Goldgeschmeide aus dem Kaskessel und ging mit dem Bauern zu dessen Haus. Dort legte er sie vor die Haustüre hin und verschwand. — Sein Leben lang sah der Bauer seine Tochter nicht mehr. Manchmal reute es ihn bitter, daß er für Gold sein eigenes Kind verkauft hatte. Aber auch die wilden Löda hatten nicht alles Glück mit solchem Handel. Ihr sehnlichster Wunsch, Nachkommen dadurch zu erhalten, ging nicht in Erfüllung. Sie trauerten deswegen und mancher stürzte sich von einem Felsen in die Tiefe.

Sie waren wild, schon Ungern kamen sie mit Menschen zusammen. Nur in finsternen Nächten führten sie Menschen in ihre Wohnungen und zeigten ihnen ihre Schätze.

Von den Bauern wurden die wilden Löda nicht geachtet, denn sie galten als Verführer. Im Windantale kam ein Bauer um seinen Hof, weil er von einem wilden Loda verführt wurde. Er fing an, sich von der Ackererde loszulösen und begann Schätze zu sammeln. Die wilden Löda nahmen ihn dann auf, doch er starb bald.

Schnell starben die Riesen aus. Die letzten Riesen versenkten ihre Schätze in den Raintarjee. — „Sink, Gold, so tief du kannst und glänze nicht. Sucht man dich, dann bring nicht Glück“, sprachen die Riesen, während sie ihre Schätze versenkten. Nachdem sie ihre Schätze dem See übergeben hatten, zogen sie vom Brigentale weg. Nur einer, der vom Falkenstein im Spertentale, zog nicht in die Fremde. Seine Schätze verwahrte er im Berge. Nach seinem Tode wollte man den Schatz suchen, fand ihn auch, konnte ihn aber nicht heben, da die Berghöhle voll Wasser war.

Das „Anmelden.“

Von Anton Schipflinger, Hopfgarten.

Stirbt ein Mensch, so kommt es oft vor, daß sich der Verstorbene „anmeldet“. Besonders in der Wildschönau war das „Anmeld'n“, wie man im Volksmund sagt, vor dem Weltkriege stark im Schwung. Auch aus den letzten Jahren habe ich Fälle erfragt, wo sich Tote anmeldeten. So meldete sich mein Vater — er starb im Jahre 1936 — bei einer verwandten Frauenperson an.

Begebenheiten aus der Wildschönau:

Ein junger, bekannter und guter Musikant starb. In der Nacht nach seinem Tode hörten Freunde von ihm eine Bauernkapelle spielen, wobei sie das Instrument des Verstorbenen besonders gut hörten. Alle Freunde hörten die Musik um die gleiche Zeit, vor Mitternacht, obwohl nicht alle Freunde im gleichen Hause waren. Manche standen auf und schauten, doch sie sahen nichts. Hatten sie sich wieder niedergelegt, dann begann die Musik von neuem zu spielen. Andere Personen, die in den Häusern von Freunden des Toten wohnten, hörten nichts von dieser Musik. Am anderen Tage erfuhren die Freunde vom Tode ihres Kameraden.

Eine andere Begebenheit erzählt von einem Kartenspieler. Als dieser in der Nacht starb, meldete er sich sofort bei seinen Kartenfreunden, mit denen er ganze Nächte Karten spielte, an. Sie waren auch in verschiedenen Häusern, doch überall meldete er sich zur gleichen Zeit. Er klopfte an das Fenster — die Schlafenden wurden wach — und man hörte, wie etliche Männer beisammen waren und Karten spielten. Die Stimme des Verstorbenen hörte man am besten. Dies dauerte kurze Zeit, dann verschwand der Spuk.

Von zwei jungen Bauernburschen, die oft miteinander „Fensterln“ gingen, starb einer. Der Verstorbene meldete sich bei seinem Kameraden, als dieser am Fenster seines Diandls stand, indem er dreimal an das Fenster klopfte und ihn beim Rockärmel zog.

Bei einem Bauern meldete sich ein Knecht an, der viele Jahre dort im Dienst war, später dann weg kam und bald darauf starb. Er hob das Kammerfenster der Eheleute aus und warf es über die Lahn.

Aus dem Brizental sind mir folgende zwei Begebenheiten bekannt:

Ein Bauer hatte mit einem Verwandten eine Feindschaft. Am Sterbebette verlangte er nach dem Verwandten; dieser wies sein Verlangen jedoch ab. Nach dem Tode des Bauern hörte der Verwandte auf dem Boden über seiner Kammer um die Mitternachtstunde alle Tage einen Menschen mit einem schweren Sack, den er manchmal auf den Boden warf, hin und her gehen. Dieser Spuk dauerte solange, solange der Bauer auf dem „Lad'n“ (Totenbett) lag.

Im Winter starb einmal ein alter Bauer. Dieser meldete sich beim Nachbarn nach Mitternacht. Er tat die Zimmertüre etliche Male auf und zu.

Aus dem Söllland erfuhr ich folgenden Fall:

In Söll lebten auf einem Bauernhofe mehrere Geschwister; zwei Schwestern waren furchtbar „flachisch“ und stritten sich um ein Federbettl, welches sehr warm war und der Mutter gehörte, wer es nach deren Abgang bekommen sollte. Als die Mutter starb, hatte es eine der beiden Schwestern bei ihrem Bette. In der Nacht riß die verstorbene Mutter immer am Federbettl. Ein Kind schlief neben der

Schwester und spürte nichts. Die Schwester hielt das Bettl und erst als sie anfang zu beten, hörte das Reissen auf. — Das Federbettl bekam dann ein Bruder.

Wie aus vorstehenden Begebenheiten zu ersehen ist, waren die meisten Anmelder Männer und meldeten sich bei Männern an. Von Frauen hörte ich nur den Fall im Söllland und den meines Vaters. Letzterer möge hier angefügt sein:

Mein Vater starb im Juli 1936. Er meldete sich in der ersten Nacht nach dem Tode bei der Frau meines Großvaters an. Diese ging vor Mitternacht auf den Abort und als sie in das Zimmer zurückging, schloß sie die Türe ordentlich zu. Kaum lag sie im Bette, da ging langsam die Türe auf. Sie sagte dies ihrem Mame und fügte bei, daß sich jemand angemeldet habe. Am nächsten Tage kam der „Storch'nfaga“ und nun wußte sie gewiß, daß sich mein Vater angemeldet hatte.

Die Seelen der Verstorbenen melden sich bei Freunden, Bekannten oder Verwandten an, sie geben ein Zeichen, damit man für sie bete. Wenn sich jemand anmeldet, soll man ihm gleich etwas beten, damit der Verstorbene zur Ruhe kommt. Klopfen ist das beliebteste Zeichen, welches von Verstorbenen beim Anmelden gegeben wird. Solange gibt der Anmelder keine Ruhe, wenn man ihm nicht etwas betet, bis er beerdigt ist.

Stirbt in einer Gemeinde jemand, so surrt die Friedhofgrille tagszuvor in einem eigenartigen Ton; sie singt das Klage lied, sagt man. Wenn ein Mann stirbt, setzt sie einmal ab. Bei Kindern surrt sie ganz leise. In manchen Orten heißt man die Friedhofgrille auch Dorfgrille. Nur in einer bestimmten Richtung wird die Friedhofgrille gehört.

Kinderreime über den Storch im Burgenland.

Von Richard Pittioni, z. Zt. Wehrmacht.

Der Glaube, daß der Storch die kleinen Kinder bringt, ist allgemein — sowohl unter den deutschen, als auch unter der kroatischen Bevölkerung — verbreitet.

Wenn sich kleine Kinder ein Brüderlein oder Schwesterlein wünschen, dann werden sie von den Erwachsenen ermuntert, über Nacht ein Stück Würfelzucker in das Fenster zu legen; ist am Morgen der Zucker verschwunden, dann geht der Wunsch in Erfüllung.

Gerne wird auch folgendes Sprüchlein gesprochen:

„Storch, Storch, du guter,
bring' mir einen Bruder!“

oder

„Storch, Storch, du bester,
bring' mir eine Schwester!“

Wenn Kinder wissen wollen, woher aber der Storch die kleinen Kinder nimmt, dann sagt man ihnen, daß er sie aus dem Teich, See oder Meer fischt. Auf alle Fälle genießt der Storch ein hohes Ansehen, gilt als heiliger Vogel und darf nicht beleidigt oder gar getötet werden.

Jedes Kind lernt einmal im Kindergarten oder in der Schule ein Verslein über den Storch. Solche sind:

„Storch, Storch, Schnibel — Schnabel,
mit der langen Ofengabel,
flieg mir über's Bäckerhaus
und bring mit einen Wecken raus!“

„Storch, Storch, Schnibel — Schnabel,
mit der langen Heugabel,
mit den langen Beinen,
wenn die Sonn' tut scheinen,
steht er auf dem Kirchendach
und klappert fort bis alles wacht!“

Im 2. Teil des hglb. Lesebuches ist eine Erzählung „Der Regenwurm und der Storch“ enthalten. Ebendort:

„Der Storch und der Spag.“
Es hat der Storch sein Nest gebaut
und als er froh umher nun schaut,
hoch über allen Häusern,
da sieht vor ihm ein kleiner Spag
und bittet um ein wenig Platz
zum Neste in den Reifern.

Da spricht der Storch:
„Mein Nest ist groß,
du bist ein kleines Vöglein bloß,
ich tu dir nichts zuleide.
Du bist in gutem Schutz bei mir,
kein Mietgeld nehme ich von dir,
's ist Platz hier für uns beide!“

Ein hübsches Märchen befindet sich in dem Buche „Märchenland der Tiere“:
„Der Storch von Glückstadt“.

Allgemein verbreitet ist auch der Glaube, daß in dem Hause, über dem im Frühjahr ein Storch kreiste oder auf dessen Dach sich einmal Meister Langbein zur kurzen Rast niederließ, bald ein Kind zur Welt kommen wird. Ein alter Mann aus Schützen a. Gebirge (Niederdonau) erzählte seinem Enkel folgende Geschichte: „Der Storch und der Bauer“.

Es war einmal ein Storch, der hatte sein Nest (der Ausdruck Horst wird hier nicht gebraucht) auf dem Kirchturm aufgebaut. Er kam jedes Jahr vor Ostern aus dem warmen Süden zurück und brachte die meiste Zeit in der Gemeinde. Eines Tages flog er über das Haus eines Arbeiters und ließ sich am Schornstein nieder. Der benachbarte Bauernsohn rief mit grober Stimme:

„Storch, Storch, du guter,
bring mir einen Bruder!“

Die Tochter des Arbeiters rief mit zarter Stimme:

„Storch, Storch, du bester,
bring mir eine Schwester!“

Bald darauf hatte die Tochter des Arbeiters ein Schwesterlein. Darüber war der benachbarte Bauer so sehr erzürnt, daß er am nächsten Tag den Storch mit einem Stein vom Dache herunter warf.“

Der Storch kündigt auch den Frühling an; seine Ankunft bedeutet, daß man mit dem Anbau beginnen kann. Folgendes Verslein preist ihn ebenfalls als Kündler des Frühlings:

„Storch hat sich aufs Nest gestellt,
guckt herab auf Dorf und Feld:
Wird bald Ostern sein!“
Kommt hervor, ihr Blümelein,
komm hervor, du grünes Gras,
komm herein, du Osterhase,
komm sein bald und fehl mir nit,
bring auch deine Eier mit!“

Erastus — Eccastus?

Von Wolfgang Haberlandt, 3. Zt. Wehrmacht.

In meiner Zusammenstellung über alte Volksschauspiele in Rißbüchel habe ich in dieser Zeitschrift 46. Jahrgang 1941, Seite 123, den Vermerk: „1580 von Erastus ein Spiel gehalten“ in der Lesart verzeichnet, die mein Gewährsmann Herr Agidius Moser vom Rißbücheler Heimatmuseum für angebracht hielt. Was ist damit gemeint? Dr. Leopold Schmid, 3. Zt. im Felde, schrieb mir, daß er die Deutung auf ein „Erasmus“-Spiel kaum für wahrscheinlich halte, da von einem solchen anderweitig nichts bekannt ist. Die Anfrage, wie die Stelle anders gelesen werden könnte, hat Dr. A. Dörner 3. Zt. Sptm. d. R. 3. B., als genauer Kenner der betreffenden Belege freundlicherweise wie folgt beantwortet: „Der Name des fraglichen Spiels ist nicht recht leserlich. Ich las Evocastus, es kann aber auch Eccastus heißen.“ Dies letztere hält Dr. Schmid für die gegebene Lesart, da „Eccastus“- oder „Hecastus“-Spiele in jener Zeit durchaus landläufig waren. Es mag sich also um das Spiel von „Jedermann“ handeln. W. G. dürfte sich die Lesart „Eccastus“ als richtig erweisen, die Dr. Dörner auf alle Fälle aber nochmals einsehen und abschließend beurteilen will.

Literatur der Volkskunde.

Sigurd Sierke: Kannten die vorchristlichen Germanen Runenzauber? Schriften der Albertus-Universität, Geisteswissenschaftliche Reihe, Band XXIV. Ost-Europa-Verlag, Königsberg (Pr.) und Berlin, 127 Seiten.

Sierke bekennt sich in der Einleitung seiner Schrift zu der Auffassung, die vorchristlichen Germanen hätten sicher Runenzauber gekannt; gegenteilige Ansichten werden abgelehnt. Das Wort vorchristlich wird dabei im Sinne von eigenständig-germanisch gebraucht. Trotz dieser Grundauffassung wendet sich Sierke

dagegen, daß grundsätzlich alles anders nicht Erklärbare als magisch bezeichnet werde, und bezeichnet als sein Ziel die Feststellung dessen, was als magisch gedeutet werden müsse, nicht dessen, was als magisch gedeutet werden könne. Ist damit schon in der Zielsetzung einer übertriebenen magischen Deutung eine Beschränkung auferlegt, so wird auch praktisch bei der Untersuchung selbst eine entsprechende Haltung deutlich. Sierke ordnet die Runeninschriften nach dem Materiale und untersucht jedesmal Lesung und Deutung. Dabei werden allerdings auch solche Inschriften als magisch angesehen, bei denen entweder Lesung oder Deutung, oder auch beides, keineswegs gesichert sind, und gelegentlich werden auch dort magische Beziehungen gesucht, wo sie in Wahrheit nicht zu finden sind. Beispiele für diese Vorgänge sind Roleby, Tanum, Dpedal, Kragehul. Trotzdem kommt Sierke zu dem Ergebnisse, daß von 43 Grabinschriften im älteren Futhark nur 9 als magisch bezeichnet werden können; in Wahrheit schmilzt auch diese Zahl dahin, da keine der angeblichen Formeln gegen Wiedergänger gesichert ist und auch die Inschriften gegen Grabräuber nicht eindeutig magisch sind. Da Sierke sich ausdrücklich auf die vorchristlichen Germanen beschränken will, scheint es, als hielte er trotz den von ihm selbst festgestellten außergermanischen Beziehungen das Amulett von Sigtuna seinem Wesen nach für germanisch; in Wahrheit sind bei diesen gegen Krankheitsdämonen gerichteten Formeln die vorberasiatischen Wurzeln unverkennbar. Dasselbe gilt für die in der Egilsaga angeführten Belege für Krankheits- und Liebeszauber. Im übrigen läßt sich bei zahlreichen, sicher magischen Anwendungsformen der Runen, besonders bei den Runenreihen, die außergermanische Wurzel gar nicht verkennen. Obwohl Sierkes Schrift in diesen Fällen nicht genug in die Tiefe geht und die Heranziehung der Kulturbereiche vermissen läßt, aus denen magische Vorstellungen in vor- und nachchristlicher Zeit zu den Germanen gekommen sind, übt sie dennoch im Vergleich zu anderen Arbeiten eine wohlthuende Zurückhaltung und hilft mit, die weitans übertriebenen Vorstellungen von Rolle und Bedeutung des Zaubers bei den Germanen auf ein richtigeres Maß zurückzuführen. Nicht durch die Tatsachen gestützt ist der Schluß, der Germane habe den Zauber zur Meisterung des Schicksals, nicht aber für persönliche Zwecke gegen die Gemeinschaft verwendet. An Stelle einer solchen, doch unhaltbaren Aufspaltung würde besser eine Untersuchung über die Herkunft des Zaubergedankens geboten.

M u d r a f.

Deutsche Volkskunst. Neue Folge — Danzig v. H. W. Meyer, 45 S., 202 Bilder auf Tafeln — Schleswig-Holstein v. E. Schlee, 68 S., 222 Bilder auf Tafeln. — Steiermark v. W. Theiß, 52 S., 231 Bilder auf Tafeln. Sämtliche in Verlag Böhlau Weimar v. J. — Hiezu nachträglich: Volkskunst im Elsaß v. E. Polaczek, 48 S., 200 Bilder auf Tafeln. Delfin-Verlag, München v. J.

Die Neue Folge der nach dem Band Elsaß von Böhlau-Weimar übernommenen Reihe setzt diese geradlinig fort. Der Text ist für den Elsaß kultur- und volksgeschichtlich am bedachsamsten durchgearbeitet, für Schleswig-Holstein handwerks- und hauskundlich, für Danzig siedlungs- und hauskundlich besonders gehaltvoll. Für die Steiermark ist die kirchliche Volkskunst in besonderem Abschnitt abgehandelt, die Haustypen sind in einer übersichtlichen Kartenskizze eingezeichnet. Der Kulturgeographie des volkskünstlerischen Schaffens wird, kenntnisreich und vielseitig, Schlee für Schleswig-Holstein wohl am meisten gerecht. In der Bilder-

reihe fallen die schönen Hauszeichen des Elsaß und die Zinnungszeichen Danzigs auf, ebenso die Laubenhäuser in seinem Umkreis und die Bantzen und Zinnerräume Schlesiens. In diesen Bänden sind die Bilder durchwegs wohlgeraten, für den Elsaß lassen ein paar Bilder von Hauben, Trachtenstücken und Schmuck an Größe und Aufmachung zu wünschen übrig, erheblich mehr gilt dies noch zum Leidwesen des Ostmärkers für die Steiermark. Sinnig geziertes Kleingerät, wie die Milchabrahmer, die Pfeisenköpfe, aber auch Keramik und Zinngeschirr heischen ansehnlichere Aufmachung, ebenso der Schmuck und die fleißige Steirertracht, ganz zu schweigen vom „Samson“. Demgegenüber wäre die Weglassung von Rauchstubenbildern volkskünstlerisch nicht ins Gewicht gefallen. Möge in diesem Sinn die Aufmachung des Bandes Danzig für die Reihe weiterhin richtunggebend sein.
Hdt.

Volkswerk. Jahrbuch des Staatlichen Museums für Deutsche Volkskunde 1941. Herausgegeben in Verbindung mit der Deutschen Volkskunstkommission und dem Institut für Volkskunsthforschung der Universität Berlin von Konrad Hahn. 339 S., 37 Textabb., 46 Tafeln. Eugen Diederichs, Jena 1941.

Aus den Beiträgen, die eine ansehnliche Schar von Mitarbeitern diesem neuen Jahrbuch gewidmet haben, seien zunächst die für die volkskünstlerische Handwerksüberlieferung und Stilbildung wesentlichen hervorgehoben. Br. Schier verbreitet sich über die Sippe der Fischer von der Eger als Meister des Egerländer Fachwerkbauens, A. Tjigara-Samoras vermag auch einen rumänischen Bauern als bewußten Baukünstler nachzuweisen. G. Großschopp behandelt die letzten Bauernhöpfer in Württemberg, E. Petrich eine ostfriesische Töpferwerkstatt. Die Zusammenhänge zwischen Möbelmalerei und der Auszier gotischer Flachdecken, denen J. M. Riß für das Fränkische Möbel nachgeht, hat A. von Radinger seinerzeit schon für Tirol in den „Werken der Volkskunst“ aufgezeigt. Eine Studie über Tongefäße in der Milchwirtschaft hat D. M. Grich recht ertragreich gestaltet, Günter Otto der Kulturgeographie der figürlichen Bienenstöcke im schlesischen Raum beachtliche Ergebnisse für die deutsch-slawischen Kulturbeziehungen abgewonnen. Mit jahrelang ausgereiften Erkenntnissen über die germanische Wurzel des slawischen Rundlings stellt sich Altmeister C. Schuchhardt ein. D. Bramm behandelt unter gleichem, kulturgeographischen Gesichtswinkel die Truhtypen mit Stollenwand und Satteldachbildung in Nord und Süd. Eine ergänzende Bestandaufnahme in den Donauländern, Südost- und Osteuropa wäre zur endgültigen Festlegung des deutschen und nordischen Anteils wichtig.

Für die Überleitung einer naturförmigen Auffassung nationaler Volkskunst im Sinne G. Herders zu einer folgerichtigen Deutung auf Grund des volkstümlichen Weltbildes hat Südeuropa wie der Aufsatz von E. Petewa-Filowa: Tier- und Menschenfiguren in der bulgarischen Textildornamentik lehrt, vor allem von der Wiener Schule vergleichender Volkskunsthforschung noch manches zu lernen.

H. Harmjanz und M. Spamer äußern sich theoretisch zur Zielsetzung der Volkskunde und Volkskunsthforschung, voller ins Leben greift da S. Crigon mit einer Betrachtung von Volkskunst und Kunstkultur. Die kleineren Aufsätze am Schlusse des Bandes geben sachlichen Ausschluß vom Verwaltungsaufbau und den Einrichtungen am Berliner Volkskundemuseum.
Hdt.

Annemarie Joffel: Das Jahr der Blumen im Brauchtum der Alpenländer. 132 S., 63 Lichtbilder. Deutscher Alpenverlag, Innsbruck 1945.

Dem Titel des Buches werden vor allem die ungemein reizvollen Blumenbilder und etliche Landschaftsausschnitte gerecht. Die Verklammerung dessen mit dem Brauchtum im Jahreslauf erfolgt in mehrminder hergebrachter Art, immerhin läßt die Sinnbeutung ein Abrücken von den dämonistischen und zauberischen Vorstellungen veralteter Prägung erkennen. Hdt.

Heimatliches Bauen im Ostalpenraum. Ein Handbuch herausgegeben von J. Papesch, H. Riehl und W. v. Semetkoffi. 192 S., 233 Abb. im Text und auf Tafeln. Steirische Verlagsanstalt, Graz 1941. (Das Joanneum, Sonderband.)

In einem wohlgeformten Vorwort erörtert Papesch die Bedeutung volkskundlicher Bauforschung in der Geschichte des Landes für eine gedeihliche Gestaltung heimatischen Planens und Bauens in der Zukunft. Das Schwergewicht bäuerlich-volksstämmlicher Baugesinnung und nordischen Erbes im gesamten Werdegang des Bauschaffens der Steiermark betont H. Riehl. Es tut dem Volksforscher ehrlich wohl, bei ihm wie bei R. Ginhart über die Kärntner Bauweise und W. v. Semetkoffi über die künstlerische Gesinnung des Bauernhauses in der Steiermark sowie bei W. Knapp über Burg und Bauernhaus als Ausgangspunkte der steirischen Bauentwicklung kunstwissenschaftlich endlich anerkannt zu sehen, welcher quellenmäßige und Erkenntniswert der Bauernhausforschung im volksstämmlichen Bestand innewohnt. In diese Richtung zielt wie von je W. Geramb mit seiner Betrachtung vom Werden¹ und der Würde unserer Bauernhöfe. Der Zukunftsplanung bereiten vor allem die Siedlungsforscher A. Klaar (für die bäuerlichen Siedlungsformen) und H. Wengert (über Städtebau) sowie H. Riehl (über bürgerlichen Wohn- und Werkbau) den Weg. Die Bildausstattung mit Grundrissen, Siedlungs-, Haus- und Ortsbildern ist ebenso gediegen wie reizvoll und anregend. Hdt.

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrage des deutschen Volksliedarchivs mit Unterstützung von Erich Seemann, herausgegeben von John Meier. 6. Jahrg. Berlin, W. de Gruyter & Co., 1938. 221 S.

Dieses stattliche Jahrbuch reiht sich würdig den vorhergegangenen Bänden an und bildet einen Rechenschaftsbericht darüber, in welchem Stande und auf welcher Stufe sich die deutsche Volksliedforschung befindet. Text- und Melodienuntersuchung, das Leben des Volksliedes, die Auffammlung von Liedern aus Handschriften, alten Drucken und dem lebendigen Gesang der Gegenwart werden uns in einzelnen, von Fachleuten verfaßten Aufsätzen nähergebracht. Sie geben uns einen Begriff von der Anteilnahme am Volksliede, der durch die am Schluß dargebotenen Besprechungen der wichtigsten Erscheinungen dieses Gebietes noch verdeutlicht wird. Der Herausgeber, Prof. Dr. John Meier, der Begründer und Leiter des Deutschen Volksarchivs in Freiburg i. Br., macht den Anfang mit einer in wissenschaftlicher Sauberkeit gearbeiteten Studie über die ältesten Volksballaden vom Dr. Faust. Es ist dies ein Stoff, der nicht nur dem Volkskundler, sondern auch jedem Gebildeten Anteilnahme abgewinnen kann, zumal sich J. Meier hier nicht allein auf das Lied beschränkt, sondern auch Volkschauspiel und Sage heranzieht und die literarische und volkskundliche Betrachtungsweise gleicherweise anwendet. Mündliche Überlieferung, Handschriften und alte

Drucke werden herangezogen und verglichen und geben uns Kenntnis von der nicht allzu bekannten Episode der Faustsage. Walter Wiora behandelt anschließend die zugehörigen Melodien. Diese älteste Faustballade dürfte um 1720 entstanden sein und konnte noch um 1900 von R. Liebleitner in der Wachau aufgezeichnet werden. Daß sich Volkslieder bei ihrem langen Leben und Wandern auch verändern, und zwar nicht nur formal, sondern auch in gewissem Sinne stofflich, zeigt uns eine Arbeit von Wilhelm Heiske über das „Ständische Umsingen im erzählenden Volkslied“. Aus der „schwarzbraunen Heze“ des alten Volksliedes wird im Laufe der Zeit ein Mädchen, aus dem „Ritter“ ein Reiter oder ein reicher Herr. Auch die Umwelt, besonders die bäuerliche, bewirkt solche Veränderungen, wie z. B. in dem schweizerischen Tannhäuserlied, wo aus der Frau Venus die gut bürgerliche Frau Brene (Beronika) wird. Ein dritter Aufsatz, Die Aufzeichnung und Herausgabe von Volksliedweisen von W. Wiora gibt uns ebenso wie die zwei vorgenannten einen Einblick in die gründliche Arbeit, die im Deutschen Volksliederarchive geleistet wird, ja, wir möchten sagen, nur dort geleistet werden kann. Wiora zeigt den langen und mühsamen Weg auf, den die Wiederbelebung des Volksliedes durch den Druck — und das ist ja letzten Endes wohl der Hauptzweck aller Bemühungen um das Volkslied — von der einfachen, oft vom Aufzeichner willkürlich behandelten Notierung bis zur Niederschrift nach dem Phonogramm genommen hat. Wir müssen sehr dankbar sein, daß hier — ohne Schmälering der Verdienste der älteren Sammler-Generation. — der Weg zu wissenschaftlich einwandfreiem Untersuchungsmaterial gewiesen wird. Freilich weicht das lebendige Volkslied gewissermaßen vor der Apparatur des Phonographen und Magnetophons schon zurück und es ist höchste Zeit, zu sammeln, was noch vorhanden ist.

Auf Niederösterreichische Flugblattlieder geht eine mit einem Verzeichnis der Drucker und einer Bibliographie ausgestattete Zusammenfassung von Leopold Schmidt ein, bei der wir besonders die oft mühselige Auffspürung und Auffammlung der Quellen anerkennen; die Bildtafeln zeugen von dem Geschmack, der auch diese unscheinbaren Druckwerke auszeichnet. In den folgenden Aufsätzen berichten zwei Sammler von Namen über ihre Arbeit: C. Hartenstein hat aus dem Munde einer Sängerin an die 400 Lieder erhalten, R. Horak beleuchtet durch Wort- und Liedbeispiele die Eigenart und Wichtigkeit des Liedes der deutschen Siedler im Dstraum. Einen kulturgeschichtlich recht anziehenden Einblick in die Volksliedsammelarbeit einer Sprachinsel, des Kurländens, bietet G. Jarosch. Auch hier erfreuen sich Auge und Ohr an der Mundart und eigenartigen Melodie. Die Beziehungen zwischen deutschen und tschechischen Liedern werden durch B. Václavěk an einigen Beispielen dargetan und es ist zu hoffen, daß ähnliche Untersuchungen des Liedaustausches weiter fortgesetzt werden. Den Abschluß der Aufsatzreihe bilden zwei Aufsätze von Otto Etückrath, einem Altmeister der Volksforschung, nämlich ein Beitrag zu den Kob.-Blum-Liedern und Nachweise zu Kunstliedern im Volksmunde. —

Wenn wir zu dem bereits fortgesetzten und erfreulich gut gelungenen Jahrbuch noch einen Wunsch äußern dürfen, so wäre es der, daß in den folgenden Bänden wieder so wie in den früheren Jahrgängen dem Bruder des Volksliedes, dem Volks tan z, ein Plätzchen gewährt werden möge. Z o d e r.

Jahresbericht des Vereines und Museums für Volkskunde für das Jahr 1941.

Das Berichtsjahr stand durchaus im Zeichen kriegsmäßiger Umstellung des Museums für Volkskunde. Im Februar wurde der unterzeichnete Vereinsführer und Museumsdirektor als Reserveoffizier zur Luftwaffe einberufen, im Laufe des Jahres wurden die am Museum Beschäftigten männlichen Gefolgschaftsmitglieder teilweise ausgetauscht, im Dezember rückte auch der Präparator Robert Mucnjak ein. Wenn gleichwohl in stetigem, allerdings etwas gehemmten Gleichmaß die öffentliche Besichtigung und Benützung der Museumsammlungen gewährleistet blieb und auch die der Bücherei und Trachtenberatung aufrecht erhalten wurde, so ist dies der unverdrossenen Zuversicht aller Mitarbeiter des Hauses und Freunde des Museums in seine lebendige Wirksamkeit als Haus des deutschen Volkstums im Südosten zu danken.

In eindrucksvoller Art fand die Vereinsleitung diese Zielsetzung durch den Besuch des Herrn Stadtbeigeordneten Vizebürgermeister Ing. Hans Blaschke am 8. Juni bekräftigt, der die Museumsammlungen einer fast zweistündigen Besichtigung würdigte, wobei er Anlaß nahm, sich auch über den Bauzustand des Städtischen Gebäudes Schönbornpalais, in dem das Museum untergebracht ist, eingehend zu unterrichten.

Werttätige Bemühung wendeten an die Obsorge für das Museum nach wie vor das Generalreferat für staatliche Kunstförderung, in erster Linie Ministerialrat Dr. Schönauer und Regierungsrat Dr. Berg, sowie das Kulturamt der Stadt Wien (Dr. Mudrak und Gauvolkstumswart Franz Vogl) und nicht zuletzt der Ausschuß des Vereines selbst auch in allen persönlichen Belangen. Prof. Dr. Georg Kotek und Hofrat Direktor Hermann Reuther haben sich hiebei besonders warm in den Fragen der Museumsführung eingesetzt. Bei der Erstellung des Haushaltsplanes haben Direktor Dr. Hans Kummerlöwe und Hofrat Dr. Michel in zeitweiliger Vertretung des Direktors dem Museum eine sehr erheblich ins Gewicht fallende Förderung zuteil werden lassen, so daß damit trotz der Kriegslage die Angleichung des Museumshaushaltes an den Aufwand der staatlichen Sammlungen sachdienlich angebahnt wurde.

Um die Museumsverrechnung inmitten der kriegsmäßigen Erschwerung der Verwaltungsarbeit nicht umständlicher zu machen, beließ die Staatsverwaltung die Erstellung des Rechnungsabschlusses für das Museum bis auf weiteres im Rahmen der Vereinsgebarung. Es wird daher mit diesem Rechenschaftsbericht auch der Rechnungsabschluß des Museums für Volkskunde für das Jahr 1940, den Kosten des Staatshaushaltes entsprechend aufgliedert, nachgetragen. Aus der Gleichschaltung mit dem Kalenderjahr erklärt sich auch das Stehenbleiben eines erheblichen Barfalbes im Rechnungsabschluß für 1941 im Betrag von RM 10.742,66 mit 31. Dezember. Außer einem laufend vorbehaltenen zweimonatigen Überbrückungsbetrag von RM 3000.— und einer gebotenen Rücklage von RM 1500.— für einen feinerzeitigen Sammlungsankauf sind darin noch die

Summen von RM 2700.— für noch nicht abgeschlossene Lieferungen und Anschaffungen sowie RM 3500.— für die Anschaffung von zeitgemäßen Lichtbild- und Bildgeräten enthaltend.

Seit Juni nach Wien veretzt vermochte auch der Vereinsführer und Museumsdirektor in die laufenden Angelegenheiten des Hauses persönlich wieder einzugreifen. Die Beordnung der laufenden Verwaltungs- und Kanzleigeschäfte ist seit der Einrückung des Direktors Frau Maria Haberlandt anvertraut, der für ihre selbstlose und unverdrossene Bemühung um diese Geschäftsführung besonders gedankt sei. Bis zu seiner Einrückung im September 1941 hat auch stud. phil. Wolfgang Haberlandt bei der Erwerbung neuer Sammlungsbestände und den erforderlichen Umstellungsarbeiten in den Sammlungen werktätig mitgewirkt und Hand angelegt.

Die Sammlung wurde um 223 Nummern vermehrt, wobei es sich durchschnittlich um wirklich gute Dinge handelt, darunter ein figurenreiches Weichnachskripperl und 2 Wappen mit einer ansehnlichen Sammlung slowakischer Stickereien. Für Zuweisungen und Widmungen dankt das Museum dem Institut für Denkmalpflege, weiters dem Bglb. Landschaftsmuseum Eisenstadt, Direktor Barwig, Antiquar Rudolf Prinz, Franz Schebesta und Josef Winkler, Prof. Nowak und den Frauen Baronin Bieuert, Helene Bronold, Lehrerin Zeichtner, Frau Fiedler, Magister Scheibert und Elsa v. Preindlsperger. Auch die Sammlung von Beispielen des Heimatwerkes konnte um bezeichnende Stücke bereichert werden.

Die Mottenfischung der Sammlung mit Eulanverfahren wurde auch in diesem Jahr fortgesetzt. Durch frisches Ausmalen sowie Reinigung der Fußböden vermittelte vorläufig wenigstens einige Schaufenster ein Bild davon, welchen Charakter das Museum Zug um Zug gewinnen soll, um auf den Besucher einladend und entsprechend stimmungsvoll zu wirken.

Der Besuch der Sammlungen hielt sich mit 2978 zahlenden Einzelbesuchern etwa auf der Höhe des Vorjahres. Erfreulicherweise führten die neu ausgegebenen Jahreskarten für die Wiener Museen insgesamt dem Hause 1097 weitere Besucher zu. Außerdem benützten das Museum für Lehrzwecke 28 Schulklassen mit 692 Schülern, darin inbegriffen die Klasse „Volkstum und Brauchtum“ der nun zur Hochschule erhobenen Wiener Kunstgewerbeschule. Außerdem fanden 5 Führungen, darunter eine Bauernschule und Kriegsgefangene (französische Künstler), statt. Außerhalb des Hauses hielt Direktor A. Haberlandt im Verein für Landes- und Heimatschutz von Niederdonau über „Volkskundliches aus dem östlichen Nachbarbereich von Niederdonau“ einen Vortrag. Die Bücherei hatte 541 Benutzer, die zum Teil auch die Trachtenberatung beanspruchten. Sie wurde durch Ankauf um 100 Nummern bereichert, hiezu kommen Besprechungsstücke und 89 Laufzeitschriften, die bis auf 2 tausend eingelangt sind. Die Bildersammlung wurde um 329 Lichtbilder und 59 Abbildungen vermehrt, außerdem wurden 31 Diapositive angefertigt.

In der „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ wurde vom Museumsdirektor als weiteres Ergebnis seiner Sammlungs- und Rundfahrt Oktober 1938 ein Bericht über die Frimmler Volksschauspiele und der Text des Stückes „Liebe und Krawall“ veröffentlicht, auf das er bereits in seinem Vortrag in der Jahresversammlung des Vereins für 1938 hingewiesen hatte. Außer-

Rechnungsabluß des Vereines

Einnahmen

für das

	Reichsmark	Reichsmark
Verein:		
Mitgliedsbeiträge	678.50	
Verkauf älterer Zeitschriften	439.71	
Beglaubigung	1216.11	
Sonstiges: D. P.	562.61	
Öffentliche Zuschüsse	3000.—	
	5891.93	
Vorrest 1940	3933.37	
	9825.30	
 Museum:		
Staatliche Zuschüsse	20500.—	
Luftschutzwendungen	3000.—	
Eintrittsgebühren	244.—	
Fernsprechgebühren-Grf.	421.34	
Leihgebühren	85.—	
Lichtbilder	93.40	
Kleine Einnahmen	295.39	
Durchlaufende Posten: D. P.	208.—	
	24847.13	
Vorrest 1940	5232.48	
	30079.61	

geprüft und
Wien, am

und Museums für Volkskunde

Jahr 1941

Ausgaben

	Reichsmark	Reichsmark
Verein:		
Druck der Zeitschrift	1068·41	
Besprechungen	47·90	
Verfand	110·98	
Drucksorten	78·76	
Fernsprecher	228·76	
Heimatwerk: Beglaubigung	124·10	
Sonstiges: D. P.	475·51	
Miete	1533·08	
	<hr/>	
	3667·50	
Barrest 1941	6157·80	
	<hr/>	
	9825·30	
Museum:		
Löhne	1203·39	
Krankenversicherung	241·66	
Fahrten und Transporte	203·85	
Kanzleibedarf	481·14	
Instandhaltung	1869·77	
Postgebühren	53·01	
Fernsprecher	473·50	
Beheizung	2013·04	
Beleuchtung	310·53	
Reinigung	568·63	
Sammlung	5409·30	
Bücherei	2215·08	
Werkstättenbedarf	1827·23	
Lichtbilder	58·22	
Luftschutz	2132·40	
Betriebsgemeinschaft	18—	
Sonstiges	258—	
	<hr/>	
	19336·95	
Barrest 1941	10742·66	
	<hr/>	
	30079·61	

richtig besunden:

29. Jänner 1942.

Leopold Reiter m. p., Kassier.

für Volkskunde für das Jahr 1940

	Reichsmark	Reichsmark
Löhne	1633.57	
Krankenversicherung	316.39	
Fahrten und Transporte	60.03	
Kanzleibedarf	334.91	
Instandhaltung der Diensträume	1406.55	
Postgebühren	209.44	
Fernsprecher	413.33	
Beheizung	2342.09	
Belichtung	221.46	
Reinigung	444.51	
Sammlungen	3466.30	
Bücherei	4190.49	
Werkstättenbedarf	1337.85	
Lichtbilderbeschaffung	73.79	
Luftschutz	1037.45	
Betriebsgemeinschaft	10.36	
Reisekosten	80.50	
Sonstiges	47.35	17626.37
		5232.48
		22588.85

richtig befunden:

Leopold Reiter m. p., Kassier.

28. Februar 1941.

dem erschien von ihm ein Beitrag über „Bergbauerngewand in alter und neuer Zeit“ im Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins für das Jahr 1940 und eine Arbeit über „Aufgaben der vergleichenden Volkskunde in der Slowakei“ in der Zeitschrift „Karpatenland“ 1941.

Für die „Wiener Zeitschrift für Volkskunde“ liegen bereits wieder eine ganze Reihe beachtlicher Arbeiten vor, darunter auch der ausgearbeitete Vortrag von Dr. Ing. Adalbert Klara auf der Jahresversammlung April 1941 über „Aufgaben und Ziele der technischen Hausbauforschung“.

Zu der genannten Jahresversammlung des Vereines für Volkskunde wurde der Vereinsführer vom Vizepräsidenten Prof. Dr. Hugo Fassinger vertreten. Direktor i. R. Hofrat Dr. H. Reuther ist dem Museum die ganze Zeit über bei Sammlungserwerbungen mit Rat und Tat zur Seite gestanden, um die Kaffengebarung von Verein und Museum nahm sich in bewährter werktätiger Obfsorge Direktor Leopold Reiter an. Allen Herren sei für diese und andere Mühewaltung inmitten einer Fülle verantwortlicher anderer Arbeitsaufgaben ganz besonders gedankt.

Aufrichtig betrauert von allen, die ihn als feinfühligem Volksforscher und Menschen kannten und schätzten, verstarb im August 1941 unser korrespondierendes Mitglied Prof. Dr. Oswin Morvo, Willach, im rüstigen Mannesalter. Sein Hinscheiden reißt eine wohl auf einige Zeit unersetzliche Lücke in die Reihe unserer Feldforscher, die ebenso mit dem Volk auf vertrautestem Fuße stehen wie sie die wissenschaftliche Auswertung des gesamten Stoffes in frischer Unmittelbarkeit in Angriff nehmen. Der Verein für Volkskunde bewahrt ihm ein dauerndes chrendes Gedenken!

Die Mitgliederbewegung hielt sich in den gewohnten Grenzen. 8 Mitglieder sind als Bezieger der Zeitschrift neu eingetreten, 3 als ständige Benutzer der Sammlungen und Bücherei. Unser Fr. Jda Schuster feierte in diesem Jahr ihr 25jähriges Jubiläum der Zugehörigkeit zum Hause. Der Verein wiederholt aus diesem Anlaß in seiner Vollversammlung die ihr dargebrachten Wünsche für Glück und Gesundheit sowie weiteren werktätigen Arbeitseinsatz in ihrer bisherigen Vertrauensstellung! An unsere eingevückten Arbeitskameraden Dr. Erwin, M. Auer, Karl Autolny, Hermann Luzny, Robert Mucnjak richten wir gleichfalls alle guten Wünsche. Möge ihnen Soldatenglück und die baldige siegreiche Heimkehr an die Stätte ihrer friedlich ausbauenden Arbeit beschieden sein! Dank auch allen Gefolgschaftsmitgliedern des Hauses, die sich unverdrossen um dessen Betreuung bemühen. Die zuverlässliche Erwartung, das Museum für Volkskunde als Haus des deutschen Volkstums im Südosten mit volkswichtigen Aufgaben betraut zu sehen, wird auch im Arbeitsjahr 1942 ihre Erfüllung finden.

Heil Hitler!

Prof. Dr. Arthur Haberlandt,
3. Zt. Sonderführer.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Aufgaben und Ziele einer technischen Hausbauforschung.

Von Adalbert Kl a a r, Wien.

(Mit 11 Planaufnahmen.)

Seit Anton D a c h l e r ist nicht mehr der Versuch unternommen worden, die Bauernhausformen in der Ostmark nach technischen Gesichtspunkten zusammenzustellen. Darüber sind vierzig Jahre vergangen. In der Zwischenzeit sind wohl einzelne wertvolle Arbeiten über bevorzugte Typen und Gebiete gemacht worden, eine eingehende Vergleichsforschung konnte nicht zum Abschluß gebracht werden. Dieser Mangel ist auf das Fehlen einer Gehöfte- und Hausstopographie mit technisch einwandfreien und fachgemäßen Maßaufnahmen zurückzuführen. Ohne solche Grundlagen kann nie ein wissenschaftlich eindeutiges Ergebnis über Hausformen erreicht werden.

Daß diese Forderung, gutes Planmaterial als Grundlage der Hausbauforschung zu benützen, schon zur Zeit Anton Dachlers selbstverständlich war, zeigen die Ausgaben der Bauaufnahmen des österreichischen, des deutschen und des schweizerischen Architektenvereines um 1906. In den Begleitterten dieser vortrefflichen Werke wird auch darauf hingearbeitet, die Hausforschung in den Rahmen der Landeskunde und Landesgeschichte einzuordnen. So wird von Dr. Michael S a b e r l a n d t im Verfolg der allgemeinen volkskundlichen Betrachtung und Charakteristik des Bauernhauses in Österreich auf den Zusammenhang seiner Gestaltung mit der Besiedlung und ihrer Geschichte hingewiesen. Ebenso werden die Gehöfteformen bereits in Zusammenhang mit der Flurverteilung gebracht. Hier lag wohl eine Anregung von August M e i z e n s grundlegender Arbeit über das Anbaurecht und die Agrarformen der Völker Europas nördlich der Alpen vor, die in den 90er Jahren erstmalig Flur-, Orts- und Gehöfteformen als zusammenhängendes Ganzes gesehen hat. Über diese geschichtlich-wissenschaftliche Forschung hinaus, die damals nur allzu leicht die Typen bestimmten Stämmen statt Landschaften zuschrieb, wurde auch ihre

praktische Auswertung betrieben. Der erkannte Formenreichtum sollte bei Neuanlagen seine landschaftsgebundene Anwendung finden. Anregungen dieser Art gehen in Österreich in die 70er Jahre auf M. Frh. v. Hohenbruck zurück und fanden bei Carl M. Romstorfer und M. Simonh ihre praktische Auswertung. Nicht zu vergessen sind ferner die grundlegenden Geländearbeiten von Gustav Bancalari, M. Meringer und S. R. Bünker, die in den „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ wertvolle Feststellungen über das Bauernhaus und seine Teile machten; Bünker hat mit ortschaftsweise betriebener Aufnahmearbeit von Flur-, Siedlungs- und Hausformen sehr beachtliche Querschnitte für die Flurverfassung sowie Haus und Hof in unterschiedlichen Landschaften der Ostalpen erzielt. Auch war in dem sogenannten Kronprinzenwerk „Die österreichische Monarchie in Wort und Bild“ schon vordem eine zusammenfassende Übersicht über die bäuerliche Wohnweise im Alpen-, Subeten- und Karpathen- sowie Donauraum geboten. Aber der gemeinsame Weg, der Techniker und Volkskundler einheitlich auf eine Forschungsaufgabe ausgerichtet hatte, ist in der Folgezeit nicht weiter beschritten worden. Es entstand in der Nachkriegszeit in der Hausforschung überhaupt eine Lücke, die auch nicht durch die Wirtschaftsgeographie überbrückt werden konnte. Denn letztere verwendete zur Vervollständigung ihrer Darlegungen auch nur die überkommenen schematischen Bezeichnungen. Die Begriffe „bajuwarischer“ oder „fränkischer“ Hof wurden in formelhafter Erstarrung weiter gebraucht. Erst die neueste Geschichtsforschung rüttelt mit vollem Recht an dieser Erstarrung und mahnt auf Grund der Erkenntnisse über die Besiedlungsgeschichte zur Überprüfung. Die Bemühungen der Volkskunde erstreckten sich demgegenüber auf die kulturgeschichtliche Auswertung der „Wörter und Sachen“ und folgten hierin von Jakob Grimm eingeleiteten Bestrebungen der Indogermanisten und dem sehr bewanderten wie auch auf Einzelheiten des Baugesüges eingehenden Karl Rhamm, der es zu vorderst in altertumskundlicher Sicht aufzuhellen unternommen hat. Die Ergebnisse dieser Forschungsrichtung für die in Frage stehenden Sachgüter sind gewaltig und gediegen, ebenso wie die besinnliche Betrachtung W. S. Riehls zur deutschen Hauskultur eine echt deutsche Leistung. In technischer Hinsicht waren die Untersuchungen aber oft zu laienhaft, das Ergebnis daher lückenhaft. Ganz allgemein wäre eine festere Bindung zwischen der zeichnerischen Darstellung des Stoffes und seiner Beschreibung notwendig gewesen. Dieser Mangel haftet auch noch den ersten Arbeiten W. Schiers an, die typisch zwischen der Rhamm-

sehen Beschreibung und dem schematischen Skelettplan nach richtiger Darstellung ringen. Selbst das beste Lichtbild konnte diesen Mangel nicht wettmachen, denn es ist und bleibt nur äußeres Hilfsmittel zur technisch-konstruktiven Zeichnung. So hatte man in der Hausforschung den umgekehrten Weg beschritten, den die Kunstgeschichte gegangen war. Ging diese vom genau vermessenen und vorzüglich dargestellten Objekt aus, so war bei der Hausforschung einer umfangreichen Beschreibung nur selten ein technisch geeigneter Plan beigegeben. Wurden Bauernhäuser von Technikern aufgenommen, so sind dabei bestenfalls interessante Konstruktionen, Baumotive und Ornamente festgehalten worden. Dies gab allenfalls für eine „Baufibel“ eine Unterlage, für eine wissenschaftliche Hausforschung ist das zu wenig.

Architekten wie Gustav Wolf, Otto Gruber, Klöppel haben diesen unhaltbaren Zustand in der Hausforschung bald erkannt und mit all ihrem Können dem zu steuern versucht. Das Problem einer Hausstopographie liegt in der Fülle des Stoffes; Kirchen und Schlösser gibt es wenige, Bauernhäuser sehr viele! Die jüngste Arbeit Gustav Wolfs, „Haus und Hof deutscher Bauern“, 1. Band, Schleswig-Holstein, weist den richtigen Weg. Mit der technischen Maßaufnahme der Bauernhäuser ist die Grundlage für die wissenschaftliche Bearbeitung geschaffen. Hierin liegen die Aufgaben und Ziele einer technischen Hausforschung. Nicht das Lichtbild allein, nicht das anmutig gezeichnete Detail allein, kein vereinfachter Skelettplan bloß, sondern eine technisch genaue Maßaufnahme und Darstellung von Grundriß, Gerüstbau und Baustoff liefert uns die erforderliche Grundlage und fördert die wissenschaftliche Erkenntnis über den Hausbau. Über diese bautechnische Maßnahme hinaus bedarf es siedlungstechnischer Aufnahmen, die, von der Gehöfteform ausgehend, die Orts- und Flurform in den Bereich der wissenschaftlichen Betrachtung einbeziehen. Diese Haus- und Siedlungsformenforschung zusammen mit einer wirtschaftlich-geographischen Bearbeitung und der Geschichts- und Volksforschung kann erst ein vollgültiges wissenschaftliches Urteil über die Entwicklungsfragen fällen. Dann erst werden wir wissen, ob ein Typus „fränkisch“ oder „bajuvarisch“ ist und dann werden wir die vielen Annahmen über die Vorgeschichte unserer Hausformen fest begründen können.

Die Fülle der Gehöfte- und Hausformen in der Ostmark ist bekannt. Wir haben den zahlreichen donauländischen Formen eine große Gruppe alpiner Formen gegenüberzustellen. Der donauländische Formenkreis stellt klar ersichtlich den allmählichen

Übergang von den entsprechenden Formgebieten Bayerns zum südostdeutschen Strahlungsraum in Ungarn her. Die regelmäßig umbauten Typen gleiten im breiten Flusse den Strom entlang, zwischen Alpen-nordrand und böhmischer Masse dahin. Im Alpenraume tritt uns vom Brenner und dem unteren Tiroler Inntal bis zum Wienerwald, den Talssystemen folgend neuartig verbreitet, die Zwickhofanlage des Hausen- und Paarhofes wie das Einhaus als Haupthaus in allen erdenklichen Sonderformen entgegen. An den Rändern dieser sehr geschlossenen Hauslandschaft der Ostalpen bilden sich Mischformen des stark hausenhofartigen Vierseithofes aus.

Um diesem Formenreichtum der Gehöfte ordnend und übersichtlich gerecht werden zu können, ist vom siedlungstechnischen Gesichtspunkt her die Beobachtung der Hauslage von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden im Gehöfteverband notwendig. Die Gehöfteform ist als ein ganz wesentlicher Bestandteil der Siedlungsform zu werten. Sie kann als die Keimzelle jeder Siedlungsformentwicklung aufgefaßt werden. In der Formgebung sind Wechselbeziehungen erkennbar, die letztlich nicht rein wirtschaftlich ihre Form begründen, sondern tiefer als die alltäglichen Bedürfnisse reichen und aus der völkischen Gebundenheit der Siedler erwachsen. Sie jedoch so rasch einem Stamm zuzuweisen, geht heute nicht mehr an, da wir durch die Geschichtsforschung wissen, wie die deutsche Ostbesiedlung in ihrer Hochblüte nicht mehr von einzelnen Stämmen ausging, sondern Reichssache war und daher von der gesamtdeutschen Kulturmission der ersten Kaiserzeit getragen wurde. Die gern gehörten Bindungen an die Ostgermanen und den nordischen Formenkreis sind im süddeutschen Raume der Alpen- und Donauländer mit besonderer Vorsicht zu gebrauchen. Hier ist die Erkenntnis der Siedlungsforschung nicht außer acht zu lassen, die gemeinsam mit der Besiedlungsgeschichte beweisen kann, daß der Großteil des besiedelten Gebietes erst nach 1000 entstanden ist. Sind diese Siedlungsformen wie Gewannflur und Angerdorf in der Ebene der Donaulande und die Einödlflur mit dem Einzelhof im Alpenlande als planmäßige Anlagen einer Rodkolonisation erwiesen, so darf doch angenommen werden, daß in dieser genialen großräumigen Gründerzeit auch die Gehöfte- und Hausformen planmäßige Ausprägung erhalten haben. Daß bei dieser Umwandlung das erbgebundene Volksgut nicht verloren ging, wie dies bei unserer rationalistischen Allverweltsklugheit droht, ist gewiß. Der Beweis ist wieder nur aus einem richtig aufgezeichneten Grundriß und Gerüstbau herauszulesen. Schier hat mit Recht auf die stete Lebendigkeit und Wandlungsfähigkeit des

Hausbaues hingewiesen. Jedem wirtschaftlich brauchbaren Gegenstand muß diese Lebendigkeit innewohnen. Dem dauernd Lebendigen liegt auch eine gesunde Erbfolge zugrunde und dies beweist die Bauernhausentwicklung vom Mittelalter zur Neuzeit. So hatte das 17. und 18. Jahrhundert das Bauernhaus sicher ähnlich wie das 11. und 12. Jahrhundert erbgebunden von Grund aus neu entstehen lassen. Wir stehen vor einer ähnlichen Umwandlungszeit.

Im folgenden soll nun eine Übersicht über die vorhandenen und überlieferungswerten Gehöfte und Hausformen in den Donau- und Alpenlandschaften gegeben werden, insoweit ich sie in einheitlicher Bestandaufnahme festlegen konnte. Auf Kärnten, Tirol, Vorarlberg konnte diese Aufnahme meinerseits noch nicht erstreckt werden.

Die donauländischen Gehöfteformen werden immer im Wege einer tunlichst regelmäßigen, geschlossenen Hofumbauung der Vierheit: Wohnhaus, Stall, Scheune und Schuppen gebildet. Im niederbairisch-innviertler Vierseitihof, der die Kreise Braunau, Ried und Schärding erfüllt, ist ihre Stellung sehr locker gefügt und jedes der vier Häuser ist baulich frei gestaltet (Abb. 1). Daher kann die Vierseitform bei verzogener Rechteckanlage Hausenhofgestalt annehmen. Schon im östlich anschließenden Hausruckgebiete, zwischen Pram und der westlichen Wasserscheide der Traun, wie nördlich gegen Waizenkirchen und südlich bis zum Hausruck schließen sich die vier Hausbauten enger und engst aneinander und bilden die Vorform für den bedeutendsten Gehöftbau der Donaugau, den Vierkant. Bei diesem, der zwischen Traun und Ybbs, Donau und Alpenvorland sein Kerngebiet hat, sind die Hausbauten nur mehr im Grundrißgefüge des Bauernhofes erkennbar. Im Aufbau schließen sich die Bauten zu einem einheitlich firstgleichen Baukörper von bedeutenden Ausmaßen zusammen (Abb. 2). Eben über diese typisch donauländische Gehöfteform sind die unglaublichsten Hypothesen aufgestellt worden. Seine „römische“ Abstammung wurde von der mittelalterlich wehrtechnischen Anknüpfung bis zur Mischmaschgleichung mit dem Renaissanceßloß abgewandelt. Wären sachkundige technische Zeichnungen vorhanden gewesen und hätte in der Hausforschung ein technisches Verständnis für solche Aufnahmen vorgeherrscht, so wären derartige Literaturblüten nicht entstanden. Sie auszutilgen, ist bei unserer Gewissenhaftigkeit sehr schwer. Auch der Vierkanter ist ein Bauernerbe ohne adelige Beimengung. Wer die Grundrißformen der baulich zusammengefüigten Häuser betrachtet, erkennt sofort seine donauländische Verwandtschaft. Wir finden das durchgängige Mittelfurhaus mit dreigeteiltem Grundriß im

Wohnbau, die aus der dreijochigen Querscheune entwickelte Großscheune, den breiten, aus dem Umlaufstall entwickelten Längsstall und den säulengetragenen Schuppenbau. Die einheitliche Überdachung wird von einem Pfettenrosendach und von keinem klösterlichen, noch schloßartigen Sparrendach gebildet. Daß diese Bauten architektonisch anspruchsvoll und barockgewaltig sind, ist eine völkische Eigenart dieser Kerngebiete österreichischer Länder ob und nieder der Enns.

Um diese Gruppe der Vierseithöfe und Vierkanter, die siedlungstechnisch ihre volle Entfaltung nur im Einzelhof der Streusiedlung oder in einer unplanmäßigen Weiser- und Hausendorfform kleinerer Sammelsiedlungen erhalten können, schließt sich halbbogenförmig die Zone dörflicher Drei- und Vierseithöfe. Sie erfüllt den Norddonauraum vom Böhmerwald über das nördliche Mühlviertel hin, das ganze Waldviertel bis zum Manhartsberg, übersetzt in der Gegend der Kamp-Traisenmündung die Donau, um südlich derselben über den Wienerwald hinweg in das Wiener Becken vorzudringen und gegen Süden am Alpenrand entlang in der Oststeiermark nächst der Raab auszuklingen. Der regelmäßige Aufbau der Höfe beruht in der Rechteckform des Baugrundstückes. Dieses ist ein Teil des ähnlich geformten Baublockes der planmäßigen Dorfanlagen wie sie bei der mächtigen Rodarbeit in den „Nordwaldgebieten“ seit dem Jahre 1000 bis ins 14. Jahrhundert in Übung stand. Die Gehöfteform des Dreiseithofes mit Doppelgiebel und Lormauer an der Straßenseite (Abb. 3) ist das bautechnische Ergebnis der siedlungstechnischen Aufschließung planmäßig gegründeter Anger- und Straßendörfer. Ob nun an Stelle der Lormauer eine überdeckte Einfahrt den Vierseithof auf rechteckigem Grundstück bildet (Abb. 4), ist entwicklungsgeschichtlich gesehen gleichgültig. Es ist aber für die Typenbildung nicht gleichgültig, daß diese Gehöfteformen eng aneinandergereiht gebaut werden und daher die Wohnhausform ihr durchgängiges Vorhaus aufgeben muß und es mit der Rauchküche gegen den Nachbar zu abriegelt. Ein ganz neues Grundrißgefüge ist damit entstanden, bedingt durch die Siedlungsform. Ob diese Form als „fränkisch“ zu bezeichnen ist, ist bei der planmäßigen Besiedlung dieser Gebiete durch Siedler aus Franken, Bayern, Sachsen, Westfalen von der Geschichtsforschung mit Recht bezweifelt worden. Ich stelle die Frage: ist diese in der Literatur so zähe vertretene Bezeichnung volkstümlich und seit wann ist sie gebräuchlich?

Dem Dreiseithof nahe verwandt und gleichfalls eine Gehöfteform planmäßig angelegter Sammelsiedlungen im deutschen Südosten ist der Hakenhof, häufig in Verbindung mit dem Zwerchbau. Seine Ver-

breitung verzahnt sich mit den Dreiseithofgebieten in der Zone Iglau—Raabs—Horn—Lullnerfeld—Wiener Becken, um von diesem Bereich nach Osten über die Reichsgrenzen hinaus zu dringen. In Niederdonau erfüllt diese Type das Weinviertel, Marchfeld und Burgenland. Seine Eigenart beruht in der Zusammenfügung des langgestreckten Wohnstalltraktes, der hoffseitig gegebenenfalls von einer Längslaube mit Bogenwölbungen begleitet wird, mit der hakenförmig überdeck angefügten Scheune im Hintergrund. Den „Zwerchbau“ bildet ein straßenseitiger Speicher- oder Wohnzubau mit überbauter Toreinfahrt (Abb. 5—6).

Finden wir im ostmärkischen Donauraume immer wieder eine regelmäßig umbaute, geschlossene Gehöfsteform, so liegt allen Typen des Ostalpenraumes der locker gefügte unregelmäßig umbaute Hausenhof zugrunde. Auch dort, wo besondere Hausformen zu eigenartigen Großbauten zusammengeschlossen werden, wie im Haupthausbau (Abb. 7) und dem Paarhof, ist diese Grundform des unregelmäßig zusammengestellten Gehöftes nicht zu verkennen. Siedlungstechnisch ist dies wohl mit der vorwiegenden Streusiedlung in Zusammenhang zu bringen, was jedoch noch kein abschließendes Urteil bedeuten kann.

Im oberbairischen Haupthause vereinigt man Wohnhaus, Stall und Scheune unter einem gemeinsamen Dache und schafft dadurch ein großräumiges, zweigeschossiges Einhaus mit bedeutenden Ausmaßen (Abb. 8). Backofen, Brechelhütten, Stöckelbauten und auch Lennstadel stehen seitab. Seine Verbreitung zieht das Tiroler Unterinntal entlang, erfasst die Kitzbühler und Loferer Gegend, um im Salzburger Flachgau bis zum Attersee und im Tal der Ischl, im Salzkammergut, seine östlichste Verbreitung zu gewinnen. Das gewaltige Ständergerüst des Hauses, verbunden mit Kantblockbau und von einem Pfettenrosendach bedeckt, ist allmählich aus einem Einraumbau zur heutigen Bautype erwachsen.

Den Kern der Ostalpen erfüllt der Paarhof mit den beiden Großbauten von Feuer- und Futterhaus (Abb. 9—10). Beide Häuser sind innen zweigeschossig. Das Feuerhaus enthält im Erdgeschoß die großräumige Rauchstube oder Rauchküche und ein durchgängiges Vorhaus, welches die Wohnräume von den Speicherräumen trennt und die Mitte des ungleich dreiteiligen Grundrisses bildet. Das Futterhaus ist immer ein großer, mächtiger zweigeschossiger Stall-Scheunenbau mit erdgeschossigem Umlauffstall und der Scheune im Obergeschoß. Die Lennen der Scheune sind je nach der Lage zum First, Längs- oder Quertennen. Eine besonders planmäßige Sonderform beider ist die

Kreuztenne des Bongaues. Von den Nebenbauten gilt das oben Gesagte.

Ist dies nun die Grundrißformel all der zahlreichen und oft teilweise sehr verschiedenen Paar- und Hausenhöfe im Kerngebiete der Ostalpen, so bilden sich an den Rändern des Alpenraumes hausenhof-ähnliche Ring- und Vierseithöfe. Die Zone dieser wieder örtlich sehr verschiedenen Typen beginnt östlich des Alltales in Oberdonau als ganz schmaler Streifen, der, immer breiter werdend, bis zur Traisen bei St. Pölten-Wilhelmsburg vordringt, mit scharfer Wendung über den Raumbergerfattel gegen die Semmering-Wechselgebiete zueilt, um in der Oststeiermark, im Fogelland der Fischbacher Alpen bei einer besonders eigenartigen Gestalt des Drei- und Vierseithofes zu enden. Eine ähnlich geschlossene Großgruppe von Vierseithöfen, die als „Ringhöfe“ bezeichnet wurde, bildete sich vor der Hochalpenkette in Kärnten zwischen Koralpe und Millstätter See. Bei diesen Ring- und Vierseithöfen werden wieder die vier Hausbauten in ihrer sehr selbständigen Zweckform um den vierseitigen Wirtschaftshof gestellt. In der Oststeiermark verbinden sich häufig Wohnhaus und Stall, während die Ringhöfe Kärntens Feuer- und Futterhaus gegenüberstellen. In der nördlichen Donauländischen Voralpenzone wird das Wohnhaus freistehend errichtet, die Wirtschaftsbauten umstellen U-förmig den Hof gegenüber dem Wohnhaus (Abb. 11).

Die Bestimmung einer Gehöfteform ist eine wesentliche Grundlage der Hausforschung. Aus diesem siedlungstechnischen Gefüge des Gehöftes erklärt sich die Zweckform der Hausbauten, welche wieder einer eingehenden Untersuchung des bautechnischen Gefüges nach Grundriß, Gerüst und Baustoff bedarf. Erst wenn dies alles geschaffen ist, kann an die Festlegung der vielgebrauchten Bezeichnungen Kulturkreis, Kulturschicht und an die Aufzeichnung der Haus- und Siedlungslandschaften geschritten werden.

Einige Hinweise auf solche große Zusammenhänge im bautechnischen Gefüge ostmärkischer Bauernhäuser:

Zuerst der Hausgrundriß: Fast alle Wohnhäuser der donauländischen wie alpenländischen Gehöfte weisen heute den dreibis fünfteiligen Grundplan auf. Drei Typen sind nun in diesem Grundplan zu unterscheiden. 1. Die Anlage mit durchgängig kaltem Vorhaus und Stubenflüchenteil als Wohnelementen und dem zweigeschossigen Speicherteil gegenüber. Ihr gehört auch die Rauchstubentype zu (Abb. 1, 2, 7—11). 2. Die Anlage mit dem durch die Rauchflüche (schwarze Kuchl) abgeriegelten Vorhaus, an das seitlich

wieder ein Wohnstübenteil und ein doppelgeschossiger Speicherteil angefügt sind (Abb. 3, 4, 5). 3. Die Anlage mit Stube, Flurküche und Kammer ohne Speicheranbau (Abb. 6). Dieser Wohnhausgrundriß, der ebenso der Blockbautechnik des Holzes, wie der Wölbtchnik des Steinbaues entsprechen konnte, spaltet sich nach der Anlage des Vorhauses in zwei Großgruppen, in die mit durchgängigem und die mit abgeriegeltem Vorhaus. Das durchgängige Wohnhaus leitet das Vorhaus durch das ganze Haus als unbeheizten Raum durch. Zwei Haustüren sind gegeben. Im abgeriegelten Vorhaus schließt die Rauchküche den Flurraum ab und verhindert seine Durchgängigkeit. Zwischen beiden Großtypen zieht naturgemäß eine mehr oder minder breite Mischzone dahin. Diese deckt sich genau mit der Siedlungsformengrenze zwischen den Altbesiedlungsgebieten, welche vor 1000 besiedelt waren und den mittelalterlichen Rodengebieten der deutschen Ostbesiedlung nach 1000. Nur im Streusiedlungsraum der Alpenländer und des südlichen Mühlviertels trifft diese Abgrenzung nicht zu. Das abgeriegelte Flurhaus schließt daher die ganzen Verbreitungsgebiete des Dreiseit- und Zwerchhofes, wie dessen artverwandte Formen in sich. Die Abriegelung geht zurück auf die enge Stellung der Gehöfte auf rechteckigen Grundstücken im planmäßig gefügten Dorfgrundriß. Die Zeit der Entwicklung ist für diese Typen daher genau mit der Siedlungsgeschichte der Gebiete in Einklang zu bringen. Im Einzelhofgebiete der Alpenländer war eine solche Umwandlung des Grundrisses nicht notwendig, das durchgängige Haus konnte sich hier erhalten und selbständig weiterbilden.

Bei der Scheune, dem Stadel und nächstwichtigen Gebäuden des Gehöftes, sind gleichfalls zwei altartige grundlegend verschiedene Typen festzustellen: Die Quer- und die Längscheunen. Ihre Bezeichnung geht von der Lage der Tenne zum Dachfirst des Hauses aus. Steht die Tenne senkrecht zum Dachfirst und sind die Lore an der Traufenseite angeordnet, so sind dies Querscheunen (Abb. 1—5, 11). Liegt die Tenne parallel zum First und sind die Lore giebelseitig errichtet, so sind dies Längscheunen (Abb. 6, 7, 9, 10). Beide Formen gehen weit in die Vorzeit zurück wie die Funde der Aisenerurnen zeigen. Sie sind die beiden Einraumhaustypen schlechweg. Der Innenraum der Scheunen wird durch den Gerüstbau in meist drei Joche mit vier Gebinden gegliedert. Größere Typen wie die mächtigen Bauten der Innviertler Scheunen und die entsprechenden des Vierkanters vervielfältigen die Jochzahl und bilden sich zu 2—4tennigen Anlagen aus. Im Donaugebiete wie in den östlichen Ostalpen herrscht die Quertenne

vor, die auch bei den planmäßigen Gehöfttypen leicht in den Gehöftverband eingefügt werden kann. Die Längsscheune breitet sich ab einer Linie Dachstein, Mandling, oberes Murtal, nördl. Kärnten, Osttirol in den westlichen Gebieten der Ostalpen aus. Im Weinviertel Niederdonaus gegen Mähren findet sich ein besonders beachtlicher Forst von Längsscheunen vor (Abb. 6). Es wäre zu wünschen, daß neben dem Wohnbau und Feldkastenbau auch dem ebenso bedeutenden Scheunenbau das entsprechende Interesse entgegengebracht werden möge!

Dem Gerüstbau des Hauses liegen in der Ostmark zwei Hauptarten zugrunde: der Blockbau und der Ständerbau. Ersterer besteht aus liegenden Hölzern, der andere wird von stehenden Hölzern, den Säulen und ihren Verstrebungen, gebildet. Der Fachwerkbau spielt im ostmärkischen Bauernhaus keine Rolle. Heute ist der Blockbau in vielen Teilen vom Steinbau verdrängt, der Ständerbau ist noch überall an Scheunen und Schuppen erhalten. Über die vielfachen Blockwandverbände ist eine reichliche Literatur mit guten Werkzeichnungen vorhanden, Rundblock, Kantblock, Kopf- und Hirnschrotverband sind bekannte Begriffe. Der Ständerbau ist wieder stiefmütterlicher behandelt worden und seine Kenntnis ist nicht jedermann geläufig. Technisch wesentlich ist, daß die Holzsäulen des Ständerbaues nie auf einer Schwelle ruhen, sondern in den Erdboden eingelassen werden oder auf Steinen aufsitzen. Die Hauptständer ragen frei bis in den Dachraum empor, wo sie die waagrechten Pfettenbalken des Dachgerüsts tragen. Diese verbinden mit Zangen und Bügen die Ständer zu weiträumigen Gebinden und schaffen hallenartige Einräume. Die besten Beispiele des Ständerbaues sind das Salzburger Einhaus und die Innviertler Großscheune. Gleichfalls zum Gerüstbau des Hauses gehört der Dachstuhl. Klarheit in seinen verschiedenen Bauarten zu schaffen, ist unbedingte Notwendigkeit, die nur eine technisch ausgerichtete Hausforschung bringen kann. Drei Hauptarten des Dachbaues kommen in der Ostmark vor: das Pfetten-Rosendach, das Scherbalkendach und das Sparrenpfettendach. In den Donauländern wie in den nordwestlichen Teilen der Ostalpen herrscht das Pfettenrosendach vor. Waagrecht liegende Hölzer bilden sein Traggerüst, welches bald flacher, bald steiler geneigt ist. Im Ständerbau werden die Pfetten von Säulen getragen, so etwa bei unserer Haupthaustype Abb. 8. Im Blockbau schieben sich waagrechte Pfosten bis unter die Pfette, was Abb. 9 und 10 veranschaulichen. Auf diese Pfetten, deren Zahl 5 bis 7 beträgt, werden senkrecht zum First die Rosen gelegt, welche die Unterlage der Dachhaut

bilden. Pfettenrosendächer mit Ständergerüst wiegen vom unteren Tiroler Inntal über den Salzburger Flachgau bis ins Salzkammergut bei den Haupthäusern vor. Zu ihnen zählt auch die schon mehrfach genannte Innviertler Scheune. Pfettenrosendächer mit Blockbau sind in vollendetster Ausbildung im Pinzgau und Pongau ersatzbar. Das Innviertler Wohnhaus bringt gleichfalls diese Dachform zu einer formvollendeten zimmermannstechnischen Höhe. Eine besonders entwickelte Form des fünfpfettigen Rosendaches ist in allen Gebieten des donauländischen Vierseit-Dreiseithofs wie Vierkants zu finden und wird als Sperrhagendach bezeichnet (Abb. 2—5, 11). In jedem Gebinde dieser Ständerbauten werden über dem Bundtram zangenartige Schrägbalken mit einem Querringel errichtet und an den Schnittpunkten der drei Balken die Pfetten aufgelagert.

Wohl zu den ältesten Dachbauformen der Ostalpen ist das Scherbalkendach zu rechnen. Es besteht aus zwei sich am First kreuzenden Balken, deren Fußende auf die Blockwand aufgekämmt wird (Abb. 7). Es ist ein Steildach mit Bretterschindeldeckung und wird von den kleinsten Heuhütten bis zu den großräumigen Einhäusern wie Stallscheunen angewendet. Seine Verbreitung beginnt im Lungau und zieht über die ganze Obersteiermark bis ins Piesting- und obere Traisental Niederdonaus, auch weite Gebiete Nordkärntens sind davon erfüllt. Seine Entwicklungsformen nähern sich den Sparrendächern, wodurch oft Verwechslungen mit diesen entstehen und die Meinung aufkommt, das Sparrendach sei auch eine häuerlich alpine Dachform.

Das reine Sparrendach kommt im Bauernhaus der Ostmark nur in Sonderformen vor und wurde in neubestiedelten Gebieten in der Nachtürkenzeit an der Süd- und Ostgrenze angewendet (Abb. 6). Als neuere Bauart wird häufig das Sparrenpfettendach angewendet. Es herrscht bei den seit dem 19. Jahrhundert neuerbauten Gehöften vor. Seine Mischform verrät wieder die bleibende Einwirkung der Pfettenkonstruktion. Ist die Firstpfette bei all diesen Dachstühlen entfallen, so werden doch die am Firstende überplatteten Sparrenbalken bei größeren Dachstühlen durch Mittelpfetten unterstützt und immer auf Fußpfetten aufgesetzt. Das ist eine grundlegende konstruktive Unterscheidung gegenüber den Sparrendächern, die in der Mitte den Hahnbalken haben und deren Fußenden in Bundbalken oder Stichbalken eingelassen werden. Die Verbreitung des Sparrenpfettendaches ist sehr verschieden. Es ist bei den Großbauten des Salzburger Einhauses ebenso zu finden wie bei den Zwerchhöfen vom Burgenland bis Süd-

mähren. Wesentlich bleibt, daß diese Dachform viel jünger ist als das Pfetten- und Scherbalkendach.

Gehöfsteform, Hausgrundriß und Gerüstbau lassen ersehen, was eine technisch ausgerichtete Hausforschung an Grundlagen zur Hausformenkunde beitragen kann. Es ist offenbar, welcher Weg beschritten werden muß, um zu einwandfreien wissenschaftlichen Ergebnissen zu kommen. Ohne technische Zeichnung und Untersuchung ist jeder Weg zur Haustypologie mangelhaft und Irrtümern ausgesetzt. Die Arbeit der technischen Hausforschung baut auf einer maßgerechten, baulich richtigen Zeichnung auf, die lesbar und verständlich sein muß. Ihr Ziel ist, ein brauchbares Material zu liefern, aus dem allein dann die Erkenntnis über die Abkunft, das Alter, die Entwicklung und auch die Zukunft des Bauernhauses erwachsen kann.

Vergl. Siedlungsformenkarte der Ostmark, herausgegeben von der Berglandabteilung des Reichsministeriums für Ernährung und Landwirtschaft in Berlin. Entwurf und Bearbeitung Dr. Abalb. Klaar (Wien 1942).

Zur Frage nach Herkunft und Geltung der Benennung „fränkisches Haus“, „fränkisches Gehöft“.

Von Arthur Haberlandt, Wien.

Zu der von A. Klaar oben S. 38 aufgeworfenen Frage: „Ist diese in der Literatur so zähe vertretene Bezeichnung volkstümlich und seit wann ist sie gebräuchlich?“ läßt sich wissenschaftsgeschichtlich etwa das folgende sagen. Das erste grundlegende Unternehmen zu einer Bestandaufnahme des „nationalen Hausbaus“ auf deutschem Volkshoden ging vom Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine aus. Dieser ließ im Jahre 1855 eine Kommission ins Leben treten, die im Wege eines Aufrufes die Grundzüge zu einer deutschen historischen Gaugographie entwickelte und hierbei über Betreiben von Dr. G. Landau, Archivar in Kassel, die Erhebungen über Siedlung und Hausbau mehr und mehr in den Vordergrund treten ließ. In einem Vortrag, den Dr. Landau im Jahre 1856 hielt, hat er seine Auffassung zum Gegenstand des „nationalen Hausbaus“ durch Vorführung der Eigentümlichkeiten des „Sächsischen Hauses“ und des Hauses „wie dasselbe in den Ländern südlich von Sachsen sich zeigt“ entwickelt. (Correspondenz-Blatt des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, 5. Jg. 1856, Anlage 2, S. 16 f.)

„Es drängte sich mir zunächst die Frage auf, wo und wie beide Bauarten sich schieben. Um diese Frage zu beantworten, habe ich die Grenze verfolgt. Ich bin von der Fulda bei Münden ausgegangen und bis zur westfälischen Grenze bei Frankenberg fortgeschritten. Das Resultat der Untersuchung war, daß beide Bauarten sich streng auf der alten Volksgrenze trennten, so streng, daß z. B. Oberelsungen, welches auf fränkisch-hessischem Boden liegt, nur Häuser nach der südlichen Bauweise besitzt, das nahe dabei liegende sächsische Niederelsungen aber nur sächsische Häuser hat. Allerdings sind häufig die neuen Bauten schon abweichend, indem die südlichere Bauweise die sächsische zu verdrängen beginnt, und nur die älteren Häuser noch den sächsischen Charakter zeigen. . . . Daß diese Tatsache sich nicht auf die bezeichneter, etwa zehn geographische Meilen umfassende Strecke beschränkt, darf wohl mit Bestimmtheit vorausgesetzt werden.“ G. Landau zieht daraus folgende „wichtige Schlüsse“: „Wir sehen, daß der gleiche Bau in seinem wesentlichen Charakter unverändert über ein ganzes Volksland verbreitet ist und da, wo zwei Völker sich scheiden, auch der Charakter des Hauses ein anderer wird. Daraus ergibt sich, 1. daß der Hausbau auf das engste mit der Volkstümlichkeit verbunden und etwas durchaus Nationales ist; 2. daß der Hausbau eine weitere Bestätigung der von mir schon mehrfach aus anderen Gründen behaupteten Stetigkeit der alten Volksgrenzen gibt; sowie endlich 3. daß das Haus in seiner Wesensart uralt, ja daß es primitiv, nämlich so alt wie das Volk selbst ist. . . . Wie den Ackerbau, so hat auch sein Haus das Volk bei seiner ersten Einwanderung mitgebracht.“

In Verfolg der einlangenden Berichte wie auch seiner eigenen Begehungen hat Landau den — nationalen — Hausbau dann in vier Beilagen zum Korrespondenzblatt 1857/58 bis 1862 sehr gewissenhaft erörtert. Voran stellte er (Beilage zum Korrespondenz-Blatt 1857/58, I, S. 1 ff.) die Schilderung desjenigen Bauernhofs, über welchen er bis dato am vollständigsten unterrichtet war. Es war „der fränkische Bauernhof“ mit dem Bemerkten, „ich verstehe unter diesem Franken dasjenige Land, welches sich von der altsassischen Grenze rechts des Rheines hinauf bis gegen Schwaben zieht“.

Auch die Hausformen Thüringens und Sachsens hat L. gewissenhaft mit plangerechten Grundrißzeichnungen und allen einschlägigen Angaben über die Benennungen des Hauses und seiner Teile in der vierten seiner Ausführungen 1862 veröffentlicht, in der er dann allerdings zu einer abwegigen Auffassung ihrer Zugehörigkeit wie überhaupt der Siedlungsvorgänge im deutschen Osten gelangte.

Eine entsprechende Würdigung seines Bemühens um die typologische Hausforschung und um Festlegung der Typengrenze zwischen der sächsischen und der fränkischen Haus- und Hofbildung hat bisher nur der Bahnbrecher der neueren Forschung auf diesem Gebiet, Wilhelm B e ß l e r, unternommen. (Das alt-sächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig 1906. S. 36 f., bes. S. 83 f.)

Bereits 1860 hat auch der vielbewanderte Alex. v. P e e z in „Westermanns Monatsheften“ auf Grund seiner Begehungen und Planaufnahmen von Bauernhöfen und Häusern aus den rheinländischen und hessischen Gebieten über Thüringen und Sachsen bis nach dem Erzgebirge und Egerland hin (S. 68 ff.) „über einige Formen des mitteldeutschen Hauses“ mit der Feststellung gehandelt: „Vorherrschend bleibt aber immerhin in allen diesen sächsischen, fränkischen und deutsch-böhmischen Gegenden die rheinisch-hessische Bauart“ und weiters „soviel ist gewiß, daß mit dem Böhmerwald die in Mitteldeutschland vorherrschende Bauart durchaus nicht abbricht. Sie zieht sich vielmehr durch Böhmen und teilweise auch durch Mähren hin, und selbst in Krain und Siebenbürgen findet sich dasselbe Haus wieder, welches wir oben vom Westerwalde und Erzgebirge kennen lernten“. Die zwischendurch unterlaufende Bezeichnung „fränkisches Haus“ (a. a. O. S. 75) hat er allerdings erst in einem Neudruck 1899 zum Titel seiner Ausführungen gemacht. Ihr kulturgeographischer Wert ist trotz unzureichender Abgliederung der ostmitteldeutschen wie auch der Westermälder Bauernhaustypen ein noch durchaus gegenwartsnaher. Vor allem war A. v. Peez sich bereits ahnungsvoll der engeren Zusammengehörigkeit der nord- und süddeutschen Einheitsbauten klar, deren Herausarbeitung erst der Gegenwart vorbehalten blieb. Es heißt bei A. v. Peez:

„Alle Grenzpfähle auf unserer Sprachkarte halten die Richtung von Westen nach Osten ein, kaum eine einzige Linie streicht dagegen von Norden nach Süden, und selbst der Rhein, diese Völkerstraße mit ihrem uralten Handel und Verkehr, hat nicht vermocht, längs seiner Ufer eine gleichartige Mundart oder ein ethnographisch geschlossenes Gebiet herzustellen, das sich in der ganzen Ausdehnung einmal von Norden nach Süden durch Deutschland erstreckte. Nur unbedeutend hat der fränkische Stamm einerseits die niedersächsischen und andererseits die alemannischen Nachbarn in der Rheingegend weiter auseinander geschoben als an den übrigen Strecken, wo er mit jenen beiden Stämmen zusammenrenzgt.“

Diese Richtung spricht sich auch im Bau der Häuser aus. Man kann nicht eine östliche und eine westliche Bauart unterscheiden, wohl aber gibt es, bei allen Modifikationen im einzelnen, dennoch gewisse durchgehende Grundformen, welche sämtlich von Osten nach Westen sich hinziehen. Wie die Mundarten, so liegen auch die deutschen Hausformen in der Richtung der Parallellinien nebeneinander.

Die mitteldeutsche Bauart ist von der norddeutschen wie von der südlichen sehr verschieden, ja die beiden Extreme, also etwa das westfälische und bayrische Haus, haben untereinander in manchen Stücken mehr Ähnlichkeit als mit dem benachbarten fränkischen Gehöfte. Zur Vergleichung will ich nur kurz

den Grundplan eines westfälischen und eines oberbairischen Hauses hier angeben.“

Es kam in der Folgezeit indes zu keinen Untersuchungen oder Überlegungen, die, von hier ausgehend, auch zur weiteren Auflösung der Restformen von Einheitshäusern im Westerwald und Zuordnung etwa auch des Schwarzwaldhauses zu dieser Formgruppe geführt hätten.

Jedenfalls gelangte Heinrich Otte in seiner „Geschichte der deutschen Baukunst von der Römerzeit bis zur Gegenwart“ (Leipzig 1874) als führender Kunstforscher seiner Zeit (S. 44) zu der Feststellung: „Es lassen sich nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung, welche sich neuerdings mit besonderer Lebhaftigkeit mit diesem Gegenstand beschäftigt, die deutschen Bauernhöfe nach zwei wesentlich voneinander verschiedenen Typen in zwei Hauptklassen teilen: Die altsächsische und die fränkische Bauweise.“

In seiner die Typengliederung der deutschen Bauernhausformen in wesentlichen Punkten bestimmenden Arbeit „Das deutsche Haus in seiner historischen Entwicklung“ (Straßburg 1882) nimmt R. Hennig auf die erwähnten und anderen Vorarbeiten S. 9, Anm. 1 ausdrücklich Bezug und bemerkt unter Hinweis auf Otte einleitend (S. 7): „Der kunstgeschichtlichen Betrachtung sind bisher nur zwei Typen geläufig: der fränkisch-oberdeutsche und der sächsische“, was indes nur auf ungenügender Kenntnis des Materials beruhe. Er selbst bespricht an erster Stelle: „Die fränkisch-oberdeutsche Bauart.“ Hier ist „oberdeutsch“ noch im alten Sinn der Zweiteilung verstanden, die dem ebenen Niederdeutschland „Oberdeutschland“ vom Nordfuß der mitteldeutschen Gebirgsschwelle anhebend gegenüberstellte. Gemäß dieser Landschaftsgliederung behandelt H. „Das Schwarzwaldhaus“ und das „eigentliche Alpenhaus, das sich wie ein breiter Gürtel um die ganze Südgrenze des oberdeutschen Stilgebietes herumlegt“, im gleichen Abschnitt wie das fränkische Haus und weist nur im nächstfolgenden Absatz über den Bauernhof darauf hin, daß das „Alemannische und Bajuvarische Gebirgshaus“, das alle Räume unter demselben Dach vereinigt, jeder Hofanlage widerstrebt, ohne jedoch dies etwa entsprechend der Überlegung, die M. v. Beez seinerseits schon 1860 angestellt hatte, zum Gegenstand weiterer Betrachtung zu machen. Es hat dies der Schematik der „ober“deutschen Bauernhausform bis auf C. H. Meyer, der sie 1897 nur wenig verändert in seine „Deutsche Volkskunde“ aufnahm (S. 51—88), dauernd einen unsicheren und verwachsenen Charakter gegeben.

Im gleichen Jahr wie H. Henning ließ der Altmeister der Flurforschung August Meitzen in den „Verhandlungen des deutschen Geographentages vom 7.—9. Juni 1881“ einen gleichfalls mit nachhaltiger Wirkung richtungweisenden Vortrag über „Das deutsche Haus in seinen volkstümlichen Formen“ erscheinen, wobei er seine Ausführungen mit einer vom westlichen Frankreich (Normandie) bis Rußland (etwa zur Linie Riga—Sofia) reichenden Karte der „ungefähren Verbreitung der volkstümlichen Hausformen“ unterstützte. Dem „Typus des fränkischen Hauses“ ist dabei eine ganz besondere Dynamik in Mitteleuropa zuerkannt.

Nach Meitzens Ansicht stehen wir „vor einem Kampfe der in den einzelnen Stammesgebieten ausgebildeten ländlichen Hausformen um die mehr oder weniger ausschließliche Herrschaft. Trägt man nach dem Hauptcharakter dieses Kampfes, so läßt er sich damit ausdrücken, daß das Haus der Mittelrheinischen Franken seit den Zeiten der Karolinger vom Südwesten aus einen unwiderstehlichen Siegeszug nach Nordosten begonnen und im 13. und 14. Jahrhundert in immer breiterer Ausdehnung bis tief nach Polen und Ungarn hinein fortgesetzt hat, so daß es zur Zeit als das den gesamten Mittelkörper Deutschlands und bei weitem dessen größte Fläche beherrschende anzuerkennen ist“ (S. 8). Von den donauländischen Verhältnissen heißt es S. 14: „das ebenere Oberösterreich zeigt in zum Teil sehr eigentümlichen, aber gleichwohl den Typus festhaltenden Formen das Fränkische Haus und Gehöft, und in Niederösterreich bildet wieder der Fuß der Steirischen Hochalpen die Grenze. Im Wiener Walde sowohl wie jenseits desselben herrscht, soweit bekannt, das Fränkische Haus ebenso ausschließlich wie durch ganz Böhmen, Mähren und Schlesien.“

Es war ein verbender Leitgedanke für alle Volks- und Heimatforscher, eine Aufgabe von derartiger Bedeutung, wie sie Haus und Hof in der planvollen Ostsiedlung des Deutschtums boten, von den zuverlässigsten Geschichts- und Siedlungskennern dergestalt recht einleuchtend auf einen einheitlich auflösbaren Nenner gebracht zu sehen. Jedenfalls rief er die stets großdeutsch fühlenden österreichischen Hausforscher auf den Plan, ihrerseits dem „fränkischen Gehöft“ mit Wanderungen und Aufnahmen bis in seine mutmaßlichen Stammlande auf deutschem Boden nachzugehen. An erster Stelle ist hier G. Bancalari zu nennen, dem es als Beitrag zu dem von den österreichischen Ingenieuren und Architekten im Verein geplanten Bauernhauswerk wünschenswert schien, dem sogen. „fränkischen Gehöfte“, daß er „in Unter- und Oberösterreich, besonders rein gegen den Böhmerwald hin, dann auch an einigen Stellen südlich der Donau, wo es eben noch nicht zum „Bierfant“ verschmolzen ist, gefunden hatte“ ... „westwärts nachzugehen und seine Verbindung mit den

fränkischen Gegenden festzustellen". Sein Weg führte ihn (1893) ins westliche Böhmen, das Vogtland, Thüringen, ins Rhöngebiet und dann längs der Donau vom Donauursprunge (Donaueschingen) bis Regensburg. In Schwaben traf er nichts vom „fränkischen Gehöft“, das er bis gegen Regensburg verständigerweise gegenüber dem „Einheitshaus Südwestdeutschlands“ absetzte. Ganz fertig geworden ist er mit den hier zutage tretenden Problemen nicht, wie schon der Titel „Das Süddeutsche Wohnhaus „fränkischer“ Form“ auslag, den er seinem im Globus LXVII (1895) erschienenen Aufsatz gab.

A. D a c h l e r ging seinerseits, nachdem er sich der Übereinstimmung der in Frage stehenden Hauslandschaften nach den damaligen Gesichtspunkten der Grundrißbildung vergewissert hatte, den Weg zur folgerichtigen Zusammenschau mit ihrer Besiedlung und Mundart. Er ist dabei — veralteten Lehrmeinungen folgend — zu irrigen Kurzschlüssen gelangt, eine Einsicht, zu der (auch mich persönlich) die erneuerte Auseinandersetzung, die die zuständigen Fachforscher nun aufnahmen, geführt hat. Vgl. A. P f a l z: Angeblich fränkische Mundarten in Österreich (Oberdeutsche Zeitschr. f. Volksk. I, Heidelberg 1927 S. 54—62) und W. Steinhauser: Die Entwicklung des ahd. uo- im Bairischen und Anton Dachlers Frankenhypothese. (13. Bericht der Kommission für das Bairisch-österreichische Wörterbuch f. d. Jahr 1925 (Wien 1926).)

Ist auch der Gedanke allgemein fallen gelassen, daß das „fränkische Gehöft“ in seiner Ausbreitung nach dem deutschen Südoften Zeugnis einer ebenso breiten und einheitlichen Erstreckung fränkischer Besiedlung wäre, soll nun der Begriff „fränkisches Haus“ und „fränkisches Gehöft“ als abgetan gelten und einfach aufgegeben werden?

Es ist die Bezeichnung „Fränkisches Haus“ ebensowenig in dem Sinn eine volkstümliche zu nennen, daß sie aus einer landschaftlich gebrauchten Form der Gemeinsprache erwachsen wäre, wie dies bei der Bezeichnung „Sächsisches“ oder „Niedersächsisches Haus“, „Friesisches Haus“ usw. der Fall ist. Maßgeblicher erscheint meines Erachtens bei einer wissenschaftlich eingebürgerten Begriffsbildung indes, ob ihr Umfang und Inhalt, folgerichtig umschrieben, heuristischen Wert bewahrt und darin richtig verstanden wird. Man mag dabei an die allen Gebildeten geläufig gewordenen Bezeichnungen „Romanischer Stil“, „Gotischer Stil“ der Kunstsprache erinnern, an denen trotz ihres andauernden Bedeutungswandels, was Ursprungsfragen angeht, herkömmlich festgehalten wird. Die Wissenschaft wird sich meines Erachtens auch weiterhin mit der Frage auseinandersetzen zu haben, in-

wieweit den Franken teils ihrer Abstammung nach, teils als Trägern und Mehrern des Reiches in der planmäßigen Ostfiedlung eine Urheberschaft an den „fränkisch“ zubenannten Haus- und Gehöftformen zuzuerkennen ist. Bislang ist dies einer über landschaftliche Besonderungen der Haus- und Hofformen hinaus volksdeutsch ausgerichteten Haustypenlehre förderlicher gewesen, als die wesenlose Bezeichnung „oberdeutsches Haus“ und die landschaftlich zu eng umgrenzte „mitteldeutsches Gehöft“. Dies wird jedem klar, der sich einmal um die folgerichtige Ausfertigung einer Hausformenkarte mit einer der Geltung und Kulturarbeit des Gesamtdeutschtums im europäischen Raum entsprechenden Begriffsbildung und Systematik bemüht hat. Insbesondere bei Misch- und Übergangsbildungen wie den süddeutschen Gehöften „fränkischer“ Art, die schon G. Bancalari zu schaffen machten, geht es um einen ihrer Formensprache gerechten sprachlichen Ausdruck, der nicht bei ihrer geometrischen Grundrißlösung stehen bleibt.

Findet man hiebei für die Haus- und Gehöftformen „nach fränkisch-mitteldeutscher Art“, als die ich sie meinerseits begrifflich bis auf weiteres festgehalten habe, eine zutreffendere Benennung, dann wird und möge sie an ihrer Stelle sich einleben und über sie hinaus auch volkstümlich werden.

Literatur der Volkskunde.

Waltther Mißka: Deutsche Fischervolkskunde. 126 S., 80 Abb., 1 Karte. Neumünster, Karl Wachholtz 1940.

In einem durch lebenslange Bemühung gewonnenen Überblick faßt M. hier zusammen, was dem Fischerberuf an Überlieferungen und Erfahrung eignet: Seine Tier-, Wetter- und Gewässertunde, herkömmliche Rechtsordnung, Fanggerät, sprachliche Eigenheiten und solche der Vorstellungswelt lassen ihn als einen Lebenskreis erscheinen, der von alten Tagen her Sonderart bewahrt hat, mag auch die Arbeitstracht, das Hauswesen sowie Sitte und Brauch vielerlei Zusammenhang mit der Wirtschafts- und Lebensführung auch anderer Berufsstände im Volk erkennen lassen. Sehr aufschlußreich ist die Hervorhebung des alten — germanischen — Erbes im Bau der Schifferfahne; auf die Typologie der Fanggeräte ist weniger Gewicht gelegt, wie denn auch die Arbeit von F. Krause über Vorgeschichtliche Fischereigeräte und neuer Vergleichsstücke keine weitere Auswertung erfuhr. Es wäre zu hoffen, daß M. aus seinem reichen Wissen heraus doch zumal den Neusenformen noch nachgeht. Es würden damit die vorwiegend ergologische ausgerichteten Arbeiten über die Fischerei bei den Ostvölkern Europas eine kulturgeographisch — schon zur Vermeidung von Schlüssen ex silentio — notwendige und erspriessliche Ergänzung finden.

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrage des Deutschen Volksliedarchivs mit Unterstützung von Erich Seemann, herausgegeben von John Meier. 7. Jahrgang. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1941. IV, 216 S. mit zahlreichen Musiknoten.

In unermüdlicher Arbeit bauen seit mehr als einem Vierteljahrhundert die Mitarbeiter des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg i. Br. an dem wissenschaftlichen Gebäude der Volksliedkunde, das durch das große Volksliedwerk: „Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien“ gekrönt werden soll. Die Erkenntnisse, die sie bei ihren Untersuchungen erwerben, sind oft zu umfangreich, um bei den einzelnen Liedern des Volksliedwerkes Platz zu finden, sie bilden nun in der Hauptsache den Inhalt des Jahrbuches. Auch der vorliegende Jahrgang hält sich auf der gewohnten wissenschaftlichen Höhe und sein Umfang hat sich trotz Kriegszeiten nicht verringert.

Die ersten vier Aufsätze stammen vom Leiter des Volksliedarchivs, Prof. John Meier. Wir heben davon nur die Arbeiten: „Minnefang und Volkslied“ und „Die Ballade vom verwundeten Knaben“ heraus, in welcher letzterer eine abergläubische Vorstellung, nämlich die üble Einwirkung des Blickes einer Schwangeren auf offene Wunden, in Zusammenhang mit einem Volksliede gebracht wird. Erich Seemann handelt über „Die Zetulo-Ballade“ und die Ballade von der „Brautwerbung“, einen südslawischen Balladenstoff, der in Liedern der deutschen Sprachinsel Gottschee auftaucht. Ein anziehendes Kapitel vergleichender Melodieforschung behandelt Bruno Maerker in seiner Untersuchung „Gregorianischer Gesang und Deutsches Volkslied“. Durch methodische Vergleichung deutscher Brauchtumsmelodien mit Formeln des Gregorianischen Gesanges gelingt es ihm, die Zusammenhänge beider und ihre Ableitung aus gemein-europäischer Überlieferung klar zu machen. Nur ein Beispiel aus dieser für die Musikgeschichte wichtigen Arbeit sei hier angeführt: Mit derselben musikalischen Formel, in demselben Tonfall, mit dem die fränkischen Kaiser in Rom begrüßt wurden (dazu gab es ein offizielles Formular namens *Carmen regale*), rufen heute beim Scheibenschlagen in Königfeld in Karpathorußland die deutschen Burschen: „Suniwend, Suniwend, Scheiberl schlag'n. Das hat ja der Franz Zauner g'schlag'n.“

Ebenso ergiebig für Musikwissenschaft und Volksliedkunde ist die gründliche Arbeit von Walter Wora: „Systematik der musikalischen Erscheinungen des Umfingens.“ Durch andauernde Beschäftigung mit Hunderten von Volksmelodien hat sich Wora einen Blick für die verschiedenen Formen der Veränderungen der Melodien erworben und kann nun eine systematische Zusammenfassung der verschiedenen Arten darbieten. Daß der Verfasser seine Untersuchungen nicht auf das deutsche Volkslied allein beschränkt, sondern das Volkslied von Europa einbezieht, macht diese für die Musiktheorie wichtige Arbeit noch wertvoller.

Gleichsam als Anhang folgen zwei Mitteilungen zur Faustlegende von Hans Commedia und Giuseppe Vidossi sowie ein Aufsatz von Herbert Sorntsch über die Friedländer Volkslieder-Handschrift von 1819. Den Abschluß bildet ein Beitrag tanzkundlicher Art „Zwitscherl tanza“, in dem der erfolgreiche hessische Volkstanzforscher Hans von der Au die Verbreitung des Tanzliedes: „Ei, wie bin i a lustiger Dual“ verfolgt.

Raimund Zoder.



Albert Hif: Die Flurnamen von Eichstetten am Kaiserstuhl. (Badische Flurnamen, herausgegeben von Eugen Fehrle, Bd. II, Heft 6) 162 S. mit 1 Karte und 3 Abb. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1940.

Eine sorgsame Festlegung der in der Gemarkung Eichstetten am Kaiserstuhl vorkommenden Bezeichnungen für Fluren, Gewanne, Markungsteile, Gewässer, Baulichkeiten und Wege. Den ausgezogenen Belegstellen ist in der ersten Hälfte der Arbeit ein Abriss der Gemarkungs- und Ortsgeschichte vorangestellt. Die Überprüfung des Verhältnisses der Flurnamen zu ihr ergibt, daß sie im einzelnen vielfältig zur Erläuterung und Verlebendigung der Geschichtsquellen beitragen, wobei darauf hingewiesen sei, daß der Siedlungsfunde in Baden dank der planvollen Tätigkeit des Badischen Flurnamenausschusses bereits eine ganze Anzahl einschlägiger örtlicher Untersuchungen zu Gebote stehen.

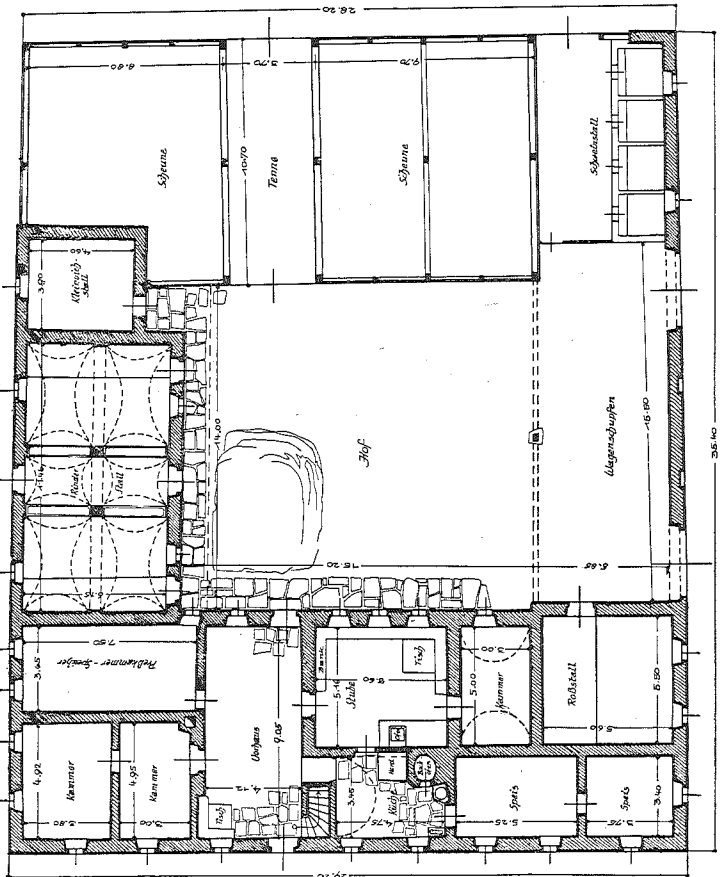
A. S.

Hubert Wilm: Die gotische Holzfigur. Ihr Wesen und ihre Entstehung. 2. Aufl. 155 S. mit 172 Abb. auf Tafeln. Stuttgart, J. B. Metzler 1940.

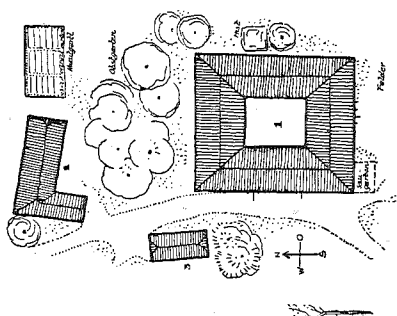
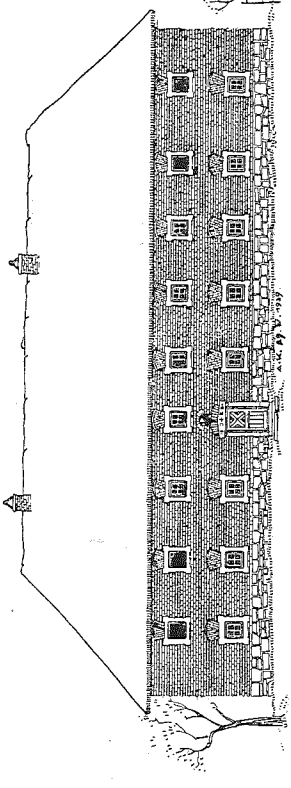
Keine andere Arbeitsrichtung alten deutschen Kunstschaffens mag sich rühmen, mit solch gediegener Einfühlung bedacht zu sein, wie die gotische Holzbildnerei, deren Arbeitsweise H. Wilm in allem und jedem ihr nachschaffend vor uns erstehen läßt. Den Anfang machen, vom Bildteil vortrefflich unterstützt, Ausführungen über den Entwurf, Modelle und Bildhauerzeichnungen, Werkstoff und Arbeitsvorgang. In den nachfolgenden Abschnitten wird dieser in seiner ganzen Vielseitigkeit an Werkzeug, Holzbehandlung, Farben und Fassung auseinandergesetzt. Mehr als in der Aufdeckung abwegiger Fälscherkniffe hat dies, wie am Bilderstoff veranschaulicht wird, Bedeutung für die Wiederherstellung der alten Kunstwerke, aus deren meisterlicher Beherrschung W. den Stoff für dies Buch geschöpft hat, das darum auch in zweiter Auflage so durchaus vollgereift sich darbietet.

A. Haberlandt.

Klar: Hausaufscheidung.



Einzelhof Pölsbacher Haus No 15, Gem. Sipachzell bei Kremsmünster Oberdonau.



- 1. Grundriss
- 2. Querschnitt (Wohnung)
- 3. Querschnitt (Bibliothek)

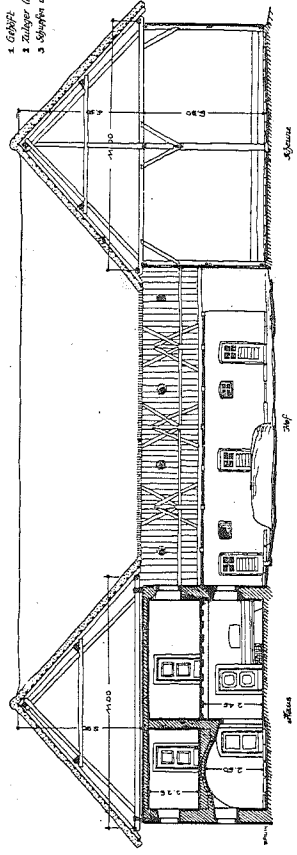


Abb. 2. Vierkant aus dem „Sandl“ Oberdonau, Kreis: Wels, Linz, Steyr; Niederdonau, Kreis: Amstetten. 1 : 820.

Haus No 154 in Ober-Sülz
Bez. Zistersdorf.
Niederösterreich u. u. M. B.

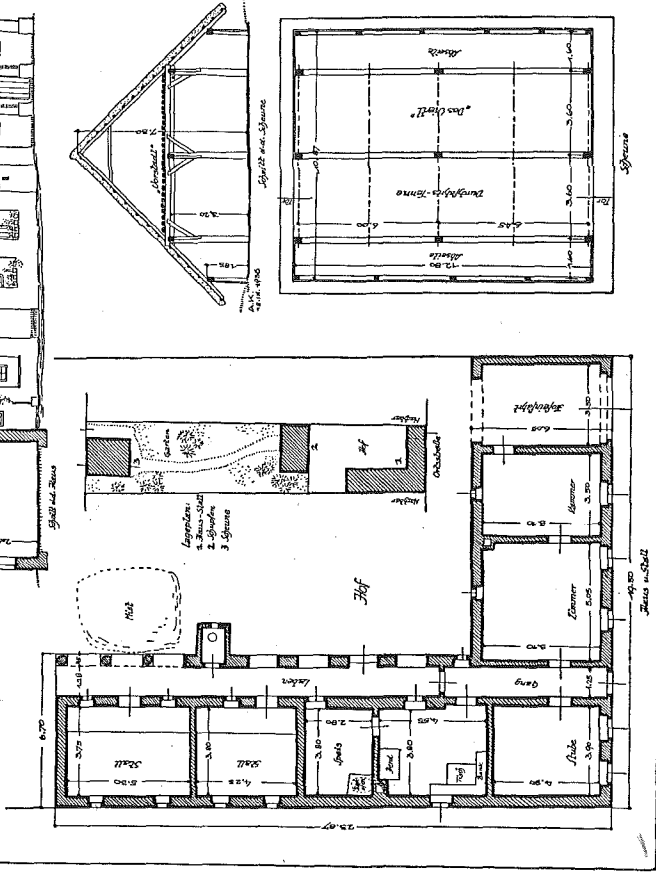


Abb. 6. Oberhof des unteren Manhartbergviertels und Wiener Bedens mit Längs-
laube. Längsflur des Weinviertels und Südmährers. Preis: Kollabrunn, Mittel-
bach, Gänserndorf, Quaim, Nikolsburg. 1 : 320.

Klaar: Hausbauforschung.

Erzthalhof Nr. 2 bei Berg, Gemeinde Auhöring, Ger. Bez. Oberndorf, Land. Erbsburg. August 1910

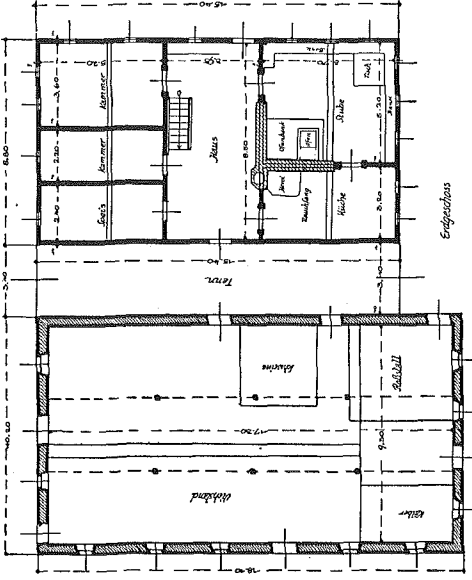
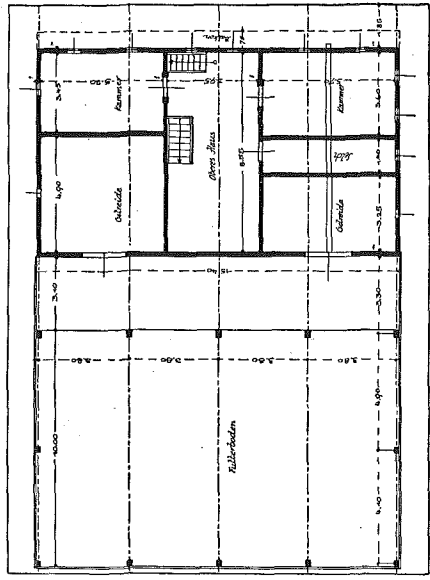
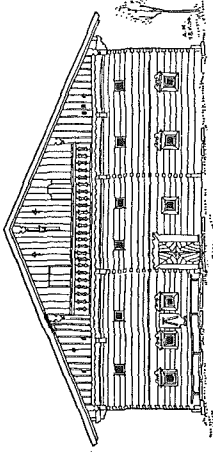
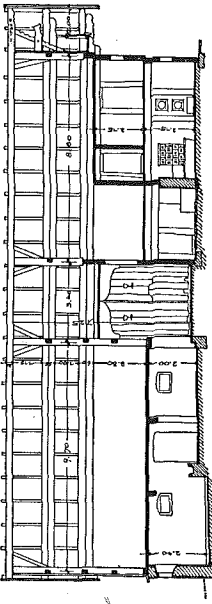
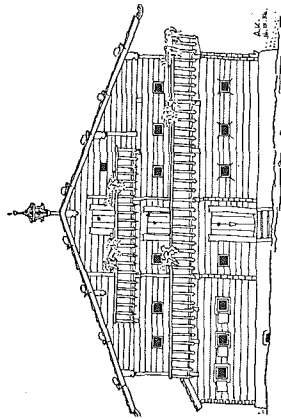


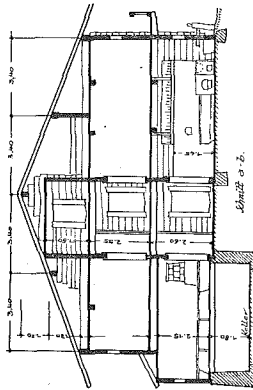
Abb. 8. Haupthaustype Oberbayeris: Salzberg und Salzammergut. Ständergerüst mit flachem Pfettendach, Quertimmerbau. 1 : 320.

c: Hausbauauforschung.

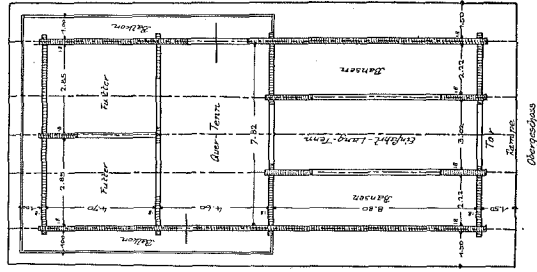
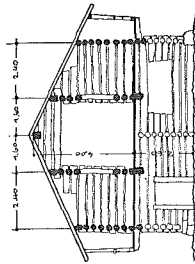
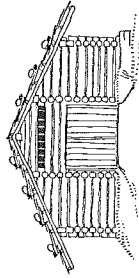
of Herzl Haus No.5 in Dorf bei Pfarr-Werfen, Land Salzburg.



Haus-Baugjahr: 1689



Salt-Schwaun Baugjahr: 1676

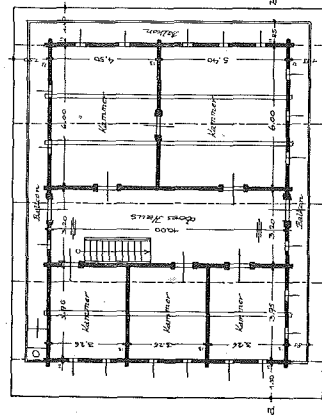


Kücher - Kammer

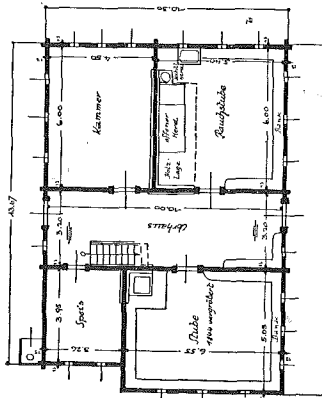
Durchgang

Wohlsitz

Endgraben



Bergschwaun



Endgraben

Abb. 10. Bauhof der Ostalpengebiete wie Abb. 9. Vertilmerte Kreuztreme 1 : 820.

Abhandlungen und kleinere Mitteilungen.

Das Triebener Paradeisspiel.

Herausgegeben von Leopold Schmidt, z. B. im Felde.

I. Die Handschrift.

Die Handschriftensammlung des Wiener Museums für Volkskunde besitzt unter der Signatur 131 M. die Handschrift eines Paradeispielles, das bisher trotz einiger Hinweise¹⁾ im allgemeinen unbeachtet geblieben ist. Die kleine Papierhandschrift ist 32 Seiten stark, im Format 10 × 15, umschlaglos. Die Schrift gehört vermutlich dem Beginn des 19. Jahrhunderts an, eine recht leserliche Schulschrift. Die Außenseiten des Heftchens sind stark verschmutzt, so daß die erste Seite überhaupt nicht erkennen läßt, ob sie eine Eintragung enthalten hat; die Schriftzüge auf Seite 32 sind nur schwer lesbar. An den Ranten sind einige Blätter leicht beschädigt, so daß einige Worte und Buchstaben weggefallen sind. Die Handschrift befindet sich heute in einem Papierumschlag, auf dem in der Schrift Karl Reiterers, des bekannten obersteirischen Sammlers vom Ende des 19. Jahrhunderts, vermerkt ist: „Ein kurzes Paradeisspiel aus Trieben von Karl Reiterer, Oberlehrer. 1 fl.“ Mit mehreren anderen steirischen Volkslied- und Volkschauspielhandschriften wurde auch dieses Heftchen gelegentlich vom Museum für Volkskunde erworben. Der Vorbesitz ist nicht mehr festzustellen, die Handschrift selbst weist keinen Besizervermerk auf.

Im nachfolgenden gebe ich den Text dieser Handschrift im wesentlichen buchstabengetreu. Ergänzungen für Ausfälle, die sich aus dem Verschleiß der Handschrift ergeben oder offensichtliche Schreiblücken sind, stehen nach dem Oberuferer Text in der Aufzeichnung Hans Kleins²⁾ in eckiger Klammer. Die Seiten der Handschrift sind am Rand in eckiger Klammer gezählt, die Verszählung wurde zum leichteren Vergleich parallel mit den entsprechenden Versen des Oberuferer Textes durchgeführt. Die Handschrift setzt die Verse nicht ab, wohl aber die Regiebemerkungen, welche hier in Kursivdruck wiedergegeben werden.

¹⁾ Leop. Schmidt, Der Oberuferer Spielkreis (Sudetendeutsche FfWf., Bd. 7, 1934, S. 153).

²⁾ Hans Klein, Das Oberuferer Paradeisspiel in ursprünglicher Gestalt. Rastatt 1928.

II. Text.

Berbonen gehen im Cröiss herum der Engel Neigt sich unnd spricht. [2]

OU	T		
19	1	ich dritt herein ohn allen Gott	
20	2	Ein guten Abend geep Euch Gott	
21	3	ein guten Abend ein seelige Zeit	
22	4	die uns gott vom Himmel geit.	
23	5	ehrsame wolweise groß[günstige] Herrn	
24	6	Auch sambt den tugendsamen] frauen und Jungfrauen m[ehr]	
	7	Ich bitt ihr wolt nicht für übel han	[3]
	8	Ein geistliches Spiel zu heben an,	
27	9	Nämlich von Adam und Eva weiß	
28	10	Wie sie sehnd geschlagen worden aus dem Paradeß,	
29	11	Wolt ihr solches hören mit guter Ruh,	
30	12	So schweiget still und hört zu.	
		Der Engel tritt [ab]	

Ein Gesang.

39	13	Da Gott in seiner Herlichkeit schwept
40	14	Er schuf Er alles was da lebt
41	15	Gott loben wir schon
42	16	im höchsten Thron.
49	17	Er schuff Adam mit ganzem Fleiß,
50	18	und setzt ihn in das Paradeiß
51	19	Gott loben wir schon
52	20	im höchsten Thron

Gott fangt an und spricht.

[4]

43	21	Zu anfang erschuff ich alle Ding
44	22	Die Erden sambt dem Himel Ring,
45	23	Auch erschuff ich das ganz Firmament
46	24	Darauf zwey große Lichter stehnd,
47	25	eins ist der Tag, das ander die Nacht,
48	26	das hab ich alles woll betracht.

*Adam legt sich, als ob er schlief.**Gott tritt hinzu, blässt ihn an und spricht:*

53	27	Adam nimm an den lebendigen Athem,	
54	28	auf daß du emsahest mit den Thaten,	[5]
55	29	die Vernunft, doch darbey betracht,	
56	30	daß ich dich aus Erden hab gemacht.	
57	31	Nun Adam fange an zu leben,	
58	32	Und tritt auf deine Füße eben.	
59	33	Sag an Adam, wie gefället dir	
60	34	die Welt Mit ihren Schmuck und Zier?	
61	35	Berwunder[st] dich nicht der Erden gang,	
62	36	Oder der schönen Sonnen Glanz,	

OU T

- 63 37 Oder des Firmaments gestalt,
 64 38 Sag an Adam wie es dir gefallt?
 65 39 Dann ichs von Herzen gerne wißt.

Adam.

- 66 40 O Herr es ist außs allerbest,
 67 41 Was beschuß dein Göttlich Majästät.
 68 42 Mich erschufft nach dein göttlichen Rath, [6]
 69 43 daß ich erkenn mein höchstes Gut
 70 44 Und weiß aus meines Herzensmuth,
 71 45 Nach deinm Göttlichen Willen zu leben, *deinen Willen will ich*
 72 46 Dan du hast mich erschaffen eben,
 73 47 Auf Erden nach deiner Bildnus und Zier.

Gott.

- 74 48 Adam nim wahr recht alle Thier
 75 49 die geb ich dir in den Gewalt,
 76 50 Daß sie den deinen Manigfalt. *dir dienen*
 77 51 Sambt dem Gebürg der Erd und Klüften.
 78 52 Und allen Vögeln in den Lüften
 79 53 Auch samt den Fißschen in Wasserstram [7]
 80 54 dieß ist mein geschöpf allesam,
 81 55 Ich theil mit dir mein Regiment,
 82 56 Ein Her solt du seyn Ewig genent,
 84 57 Ich geb dir gewalt über alle Baum,
 83 58 In diesem Garten hast du weit Raum,
 85 59 Als viel Früchte darinnen haugen;
 86 60 Die magst du essen nach dein Verlangen,
 87 61 dir zu einer kostbarlichen Speiß,
 88 62 Allhier wohl in dem Paradeß,
 89 63 Doch will ich als der almächtige Gott,
 90 64 Dir geben ein einiges Gebott:
 91 65 Nemlich von Baum das Böß und Gut,
 92 66 Der in der Mitten hir wachsen thut, [8]
 94 67 Von diesen Baum solt du ja nit essen,
 95 68 und so du dir solchs wirst vermessen,
 97 69 so sollst des Ewigen Toden sterben
 98 70 Leztlich hernach auch gar Verderben,
 99 71 hierbey merken, daß Ich dein Gott,
 100 72 der dir das Leben und den Tod kan geben,
 101 73 und auch wiederum nehmen.

Ein Gesang.

- 102 74 Er ließ fallen ein schlaf, so tief,
 103 75 wohl auf den Adam, daß er schlief,
 104 76 Gott loben wir schon
 105 77 im höchsten Thron.

OU T

- 106 78 Ein Rib nahm er aus Adams Leib,
 107 79 Daraus macht er Adam ein Weib
 108 80 Gott loben wir schon
 109 81 im höchsten Thron.

[9]

Adam ligt Gott greift ihm in die Seiten, und spricht:

- 110 82 Ein Rib nahm ich aus Adams Leib,
 111 83 Daraus macht ich dir Adam ein Weib,
 112 84 Adam wach auf und bald steh auf
 113 85 Da hast du deinesgleich ein Ehe,
 114 86 Da hast du gleich deinen Leib,
 115 87 Ein Mitgehilf, das ist dein Weib,
 116 88 Sie ist genommen aus deinen Lieben,
 117 89 Drum solt du sie billich lieben,
 118 90 Mein Engel beschützen euch alwegen,
 119 91 Uiber euch sey allzeit mein Segen,
 120 92 Mehrt euch, seyd fruchtbar und füllet die Erden,
 121 93 Was ihr bedürft das sol euch werden.
 122 94 Bleibt nur in mein gehorsam lgeit.

[10]

Adam.

- 123 95 O Herr zu dem bin ich bereit,
 124 96 Dan du hast mir jezund gegeben
 125 97 All Creatur, darzu mein Leben.

*Gott tritt ab.**Adam redt zu der Eva und spricht.*

- 126 98 Siehe wie herrlich, lieblich und weiß
 127 99 ist zu wohnen in Paradyß,
 128 100 Daß uns der Lieb Herr hat gegeben,
 129 101 ohn al Müß und Arbeit zu leben,
 130 102 und haben nur ein einiges Gebott
 131 103 Welches hat gegeben unser Got
 132 104 Hör doch wie die Vöglein singen
 133 105 Deßgleichen die Thierlein herum springen,
 134 106 Und schöne Baum über die massen,
 135 107 Stehn hier, und ist uns zu gelassen,
 136 108 Davon zu Essen wo wir wollen,
 137 109 Nur einen Baum wir meiden sollen,
 138 110 Der ist der best, steht in der Mit,
 139 111 Von den sollen wir ja Essen nit,
 140 112 Und so wir uns würden vermessen,
 141 113 Die frucht vom verboten Baum zu Essen,
 142 114 So sollten wir des Ewigen Todts sterben,
 143 115 Leßlich hernach auch gar Verderben,

[11]

[12]

OU T

- 144 116 Hierbey erkennen wir unsern Gott,
 145 117 Der uns das Leben und den Todt
 146 118 hat geben und kan wiederumb nehmen.

Ein gesang.

- 147 119 Als bald der Teuffel innen ward,
 148 120 kam er heimlich geschlichen dar
 149 121 Gott loben wir schon
 150 122 im höchsten Thron.
 151 123 In einer Schlangen weiß
 152 124 wohl für das Paradyß
 153 125 Gott loben wir schon
 154 126 im höchsten Thron. [13]

Der Teuffel tritt ein, und spricht:

- 155 127 Ich kam herein ins Paradyß
 156 128 Geschlichen in einer schlangen weß.
 157 129 Dieweil Gott Erschaffen zwo person
 158 130 Und hat sie gezieret wundershon
 159 131 Und hat sie gesetzt in ein Haus
 160 132 Ich aber will schauen wie ichs bring drauß,
 161 133 Drum komm ich herein ins Paradyß
 162 134 ich richt daß die Leut Eßn von der Speiß,
 135 Eva wan du wißt was ich weiß,
 136 Du würdest als bald essn von der Speiß, [14]
 137 Dieweil du von anderen Früchten allen
 138 Darfft essen nach dein Wohlgefallen,
 165 139 Warum wolt ihr von den Baum allein,
 166 140 Die Frucht zu Essen verbotten seyn.
 167 141 Wan ihr werd essen von der Frucht reich,
 168 142 werd ihr werden euren Herrn gleich,
 169 143 Drum schön Eva nim den Apfel zu dir,
 170 144 und is nach deinnß Herzens begier.

Ein Gesang.

- 172 145 Er brach ein Frucht ab von dem Zweig
 173 146 und gabs zu Essen Adams Weib
 174 147 Gott loben wir schon
 175 148 im höchsten Thron. [15]

Eva redt zum Adam und spricht:

- 176 149 Ich bin dein Weib und du mein Mann,
 177 150 Ich bit dich, schau nur den Baum an,
 178 151 Er trägt die allerschönste Frucht
 179 152 Deßgleichen ich hab nie versucht,
 180 153 Ich will ihn kosten wie er schmückt.

OU T

Eva beißt in Apfel und spricht:

- 181 154 So ich dir die Wahrheit sagen soll
 182 155 Schmächt mir die Frucht von Herzen wohl [16]
 183 156 Ich bit du möchst auch küssen ihn, *Adam*
 184 157 hast du mich lieb so nim ihn hin,
 185 158 Er schmächt so überlistig wohl.

Ein Gesang.

- 189 159 Sie gab dem Adam auch davon,
 190 160 erst wurden seine Augen aufgethan.
 191 161 Gott loben wir schon
 192 162 im höchsten Thron.

Adam.

- 186 163 So ich den Apfel essen soll
 187 164 So iß ich ihn nur durch deine bitt,
 188 165 Meint halben äß ich ihn sonst nit.

Adam beißt in Apfel und spricht:

- 208 166 Ach weh wie ist mein Gemüth vertoandelt, [17]
 209 167 O Weib wir haben sehr übel gehandelt,
 210 168 Ach wehe, daß ich hab gefolget dir,
 211 169 Jetzt sehe ich das bloße Schwördt vor mir
 212 170 Gänzlich nacket und auch bloß,
 213 171 Ach wir haben gesündigt groß.

Der Teufel tritt ein und spricht:

- 193 172 Ich bin der Ehe Teuffel genannt
 194 173 Den Ehelenten gar wohl bekandt
 195 174 Ich geb den Leuten ein in ihren Ein,
 196 175 und spreche es sey gar gering,
 197 176 Der Mann soll sich erhenken,
 198 177 Und das Weib soll sich ertränken, [18]
 199 178 Damit kommen sie der [Marter] ab,
 199 179 bey mir in der Höll haben sie schon ihr Grab,
 200 180 Gleich wie ich Adam und Eva hab betrogen,
 201 181 Und hab ihnen beyden sürgelogen,
 202 182 Daß sie haben zerbrochen Gottes Gebott,
 203 183 Und gessen was ihnen Gott verboten hat,
 204 184 O recht, O recht auf solche ragen;
 205 185 Ein solchen Apfel geb ich [nit] um ein Wagen, [19]
 206 186 hat Adam und Eva Kleben dafür gefressen,
 207 187 Es wär ihnen tausendmahl nützer gewesen,
 188 Drum durch mein List und Verrätherey,
 189 hab ich solches zween bracht frey
 199 Daß Adam und Eva haben zerbrochen des Herrn Gebott,
 200 Und gessen was ihnen Gott verboten hat.

OU T

Gott.

214 201 Adam wo bist du, kom her zu mir.

Adam.

215 202 O Herr da bin ich vor deinen Augen schäm ich mich.

Gott.

216 203 Warumb schämst du dich. [20]

Adam.

217 204 Darum daß ich dein Gebott zerbrochen.

Gott.

218 205 Meinst du es bleibt dir ungerochen,

219 206 Dieweil ich dir den Baum verbott,

220 207 Sag an wer Dichs geheißn hat?

Adam.

221 208 O Herr ich schwör bey meinen Leben,

222 209 Die Eva die du mir zum Weib hast geben,

223 210 Die gab mir solche Frucht zu essen.

224 211 Daß hät ich an ihr nicht vermessen,

225 212 Ein Apfel sie von Baum abbrach, [21]

226 213 Und biß darein daß ich es sach,

227 214 Und brache also dein gebott,

228 215 Von Stund an kamst du Herr Gott.

Gott.

229 216 Wo ist das Weib die dieß hat gethan?

Adam.

230 217 O Herr dort thut sie unter den Baum stahn.

Gott.

231 218 Eva sag an warumb hast du das gethan?

Eva.

232 219 O Herr die Schlange hat zugeheßt,

233 220 Auf daß ich affe zu der leßt,

234 221 Wohl von dem verbottenen Baum,

235 222 Ach Gott daß will ich nimmer thun.

Gott.

[22]

236 223 Engel Gabriel wo bist du komm her zu mir,

237 224 Dieses Schwerdt geb ich jegundt dir,

238 225 Daß du Adam und Eva weiß,

239 226 Sollst schlagen aus dem Paradenß,

OU T

240 227 Durch meinen Gewalt Kraft und Ehr,
241 228 Darein sie kómen nimmer mehr.

Ein Gesang.

242 229 Da kam ein Engel also weiß
243 230 und schlug sie aus den Paradyß
244 231 Gott loben wir schon
245 232 im höchsten Thron.

Der Engel tritt ein, tragt ein bloß Schwerdt und spricht:

246 233 Ich hab empfangen ein Gebott, [23]
247 234 Wohl von dem allerhöchsten Gott,
248 235 Daß ich Adam und Eva weiß
249 236 Soll schlagen aus dem Paradyß.

Der Engel schlägt mit dem Schwerd auf sie, und spricht:

250 237 So geht nur aus dem Paradyß,
251 238 Und baut das Feld mit ganzem Fleiß
252 239 Und du Adam in Angst und Noth,
253 240 Im Schweiß sollst gewinnen dein Brod,
254 241 Und du auch Eva sollst mit Schmeißßen
255 242 Kinder gebähren unter deinen Herzen.

Eva.

256 243 Ach weh mir armen elenden Frauen,
257 244 Muß ich dann schon das Glend bauen,
258 245 Muß es dan seyn, so wölln wirs wagen, [24]
259 246 Und Gott dem Allmächtigen gern befohlen haben,
260 247 Und leiglich folgen seiner Lehr.

Adam.

261 248 Mein liebes Weib so kom nur her,
262 249 O Herr wan sollen wir wieder kommen,
263 250 Ich bitt ruf uns bald wiederumben.

Engel.

264 251 Gehet nun aus dem Garten nieder,
265 252 Langsam will ich euch ruffen wieder.

Eva.

266 253 Ich bit mein Gott wollst uns nicht verlassen.

Engel.

267 254 Eva du sollst kein Zweifel fassen,
268 255 Ehr deinen Man und zieh dein Kind, [25]
269 256 So verzeiht dir Gott all deine Sünd.

Der Engel tritt ab.

OU T

Ein Gesang.

274 257 Also ward Adam und Eva weiß
 271 258 Geschlagen aus den Paradeß,
 272 259 Gott loben wir schon
 273 260 im höchsten Thron.

Der Teuffel tritt ein und Spricht:

274 261 Ich hab die zwo Personen betrogen,
 275 262 habß aus dem Paradeß gelogen,
 276 263 Ist will ich gehen schauen, wo ich kan finden
 277 264 Und willß mit meinen Ketten zusammen binden. [26]

Er bind Adam und Eva mit Ketten zusammen, führt sie zu Gott und spricht:

278 265 Her richter ich schrey Nach und Zetter,
 279 266 Uiber Adam und Eva die Uibelthäter,
 280 267 Welche dein Gebot haben zerbrochen,
 281 268 Ich weiß es bleibt nicht ungerochen,
 269 Dann sie sind gestoßen in die sündliche Welt,
 270 Welchs mir auch trefflich wohl gefällt,
 271 Dann ich bin Tag und Nacht dabey,
 272 Wo allzeit Unglück vorhanden sey, [27]
 273 Da blaß ich hinten und vornen zu,
 274 Damit sie haben vor mir kein Ruh,
 275 Ich will auch die Hölle tapfer hizu,
 276 Daß sie mit mir zugleich müssen schwizn,
 277 Ich will sie führen in mein Reich,
 278 Da müssenß mit mir brinnen und praten zugleich.
 282 279 Ich will sie binden mit Ketten und Banden,
 283 280 Niemand soll sie reißen aus meinen Handen.

Gott schlägt den Teuffel mit den schwerdt, der Teuffel fällt nieder, Adam und Eva bleiben stehen, Gott spricht: [28]

284 281 Heb dich nun weg du Hölle-Hund,
 285 282 Dieweil du solchen schändliche Worte hast gelassen aus deinen Mund
 283 So sollst du seyn verflucht von nun an,
 286 284 Und Staub essen dein Lebenlang,
 287 285 Unter andern Thieren auch,
 288 286 Solt du kriechen auf deinem Bauch,
 287 Und du Eva wirst in den Tagen
 288 Schwanger werden und Kinder tragen,
 289 So viel du ihr auch haben wirst,
 290 Mit Schmerzen du sie gebierst,
 291 Und du Adam hör auf mich mit Furcht, [29]
 292 Dieweil du der Stimm deines Weibes hast gehorcht,
 293 Und gessen von der verbottenen Frucht,
 294 So soll der Acker seyn verflucht,

OU T

- 295 Von deinetwegen in den Tagen,
 296 soll er dir Disteln und Dörner tragen,
 297 Darmit sollst du dich ernähren,
 298 Des Feldes Kraut sollst du verzähren,
 299 Bis du wieder wirst zu der Erden,
 300 Dann du bist gemacht aus der Erden,
 289 301 Seht wie ist Adam worden so reich,
 290 302 Einem Gott ist worden gleich,
 291 303 Er weiß das Böß und auch das Gut,
 292 304 Sein Hände er aufheben thut,
 293 305 Und lebet dennoch Ewiglich.

[30]

MUSYKA.

Der Engel beschleußt.

- 303 306 Ehrfame, wolweise, Großgünstige Herrn.

Ein Gesang über die Komödia zum Eingang der Person.

1.

- 31 307 Wie kühl scheint uns der Morgen,
 32 308 der Sommer leit verborgen,
 33 309 Gott loben wir schon
 34 310 im höchsten Thron.

2.

- 35 311 Wir kommen daher von Babylon
 36 312 wir singen all mit Freuden an.

[31]

3.

- 39 313 Wie Gott in seiner Herrlichkeit schwebt,
 40 314 Erschuf er alles was da lebt.

4.

- 49 315 Er schuf Adam mit ganzen Fleiß,
 50 316 Und setzt ihn in das Paradies.

5.

- 102 317 Er ließ fallen ein Schlaf so tief
 103 318 wol dem Adam daß er schlief.

6.

- 106 319 Ein Kipp nahm er aus Adams Leib
 107 320 Da macht er Adam ein Weib.

7.

- 321 Er ließ ihm ales unterthan,
 322 nur ein Baum sollten sie lassen stehn.

8.

- 147 323 Als bald der Teuffel inen war
 148 324 kam er heimlich geschlichen dar.

[32]

9.

- 151 325 In einer Schlangen Weisen
 152 326 für das Paradiesen.

OU T

10.

- 172 327 Er brach ein Apfel von einem Zweig
173 328 Und gab zu essen Adams Weib.

11.

- 189 329 Sie gab dem Adam auch davon
190 330 ißt wurden sein Augen aufgethan.

12.

- 242 331 Da kam ein Engel also weiß
243 332 und schlug sie aus dem Paradeiß.

III. Herkunft und Stellung des Schauspiels.

Der Umschlagvermerk Karl Neiterers (s. o.) verweist die vorliegende Handschrift nach Trieben. Damit ist für den obersteirischen Tauernort ein Schauspiel gesichert, das sich nun beinahe schon ein Jahrhundert der Forschung entzogen hatte. Schon 1855 hatte nämlich Karl Weinhold³⁾ von ihm Kenntnis, ohne es indessen anscheinend zu Gesicht bekommen zu haben. Er schreibt: „Auch in Trieben bei Kottenmann in Obersteier (Paltenthal) wurde früher alle zwanzig Jahre ein Paradespiel auf einer Wiese aufgeführt, das indessen den wiederholten Bemühungen der Geistlichkeit und der Polizei erlegen ist.“ Vermutlich nach dieser Notiz Weinholds erwähnt Anton Schloßar 1891 ein Paradiespiel in Trieben⁴⁾, und wiederum nach Schloßar Carl Klimke 1905⁵⁾.

Das Schauspiel stammt nach diesem Herkunftshinweis aus einer überlieferungsreichen Volksschauspiellandschaft. In Obersteiermark haben sich bereits mehrere Paradespiele gefunden, die alle untereinander in Zusammenhang stehen. Besonders aus dem Mürztal, der Eisenerzer Gegend und dem Ennstal um Admont stammen die meisten der gesammelten Texte. Es handelt sich dabei fast durchwegs um Angehörige der großen Paradespielgruppe, die meist nach Oberufer benannt wird und im wesentlichen einen Kerntext besitzt, der ziemlich unmittelbar auf die „Tragedia von schöpfung, sal und austreibung Adae aus dem paradeyß“ von Hans Sachs (1548) zurückgeht⁶⁾.

³⁾ Karl Weinhold, Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Graz 1855. S. 295.

⁴⁾ Anton Schloßar, Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. Halle 1891. Bd. 1, S. 311.

⁵⁾ Carl Klimke, Das volkstümliche Paradiespiel und seine mittelalterlichen Grundlagen (= Germanistische Abhandlungen, Bd. XIX), Breslau 1902, S. 95.

⁶⁾ Hans Sachs, herausgegeben von Adalbert von Keller (= Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 102), Bd. 1, Tübingen 1870, S. 17 ff.; zu der Frage vor allem Klimke, s. Anm. 5, S. 44 ff.

Die bisher bekannten steirischen Schauspiele sind jedoch fast durchwegs in irgendeiner Weise barock überarbeitet. Während also in Oberufer und den anderen burgenländisch-westungarischen Paradiesspielen ein Text vorliegt, der als vereinfachter Hans-Sachs-Text klar zu erkennen ist, ließ sich bisher für die Obersteiermark, welche im wesentlichen als Hauptausstrahlungslandschaft jener burgenländischen Schauspiele in Frage kommt⁷⁾, die entsprechende Altschicht nicht klären. Für Salzburg (Raufen⁸⁾ und Gastein⁹⁾ wie für Oberdonau (Taufkirchen)¹⁰⁾ waren dagegen schon Texte bekannt, welche diese „Renaissance“-Stufe gegenüber der „Barock“-Stufe der steirischen und Kärntner Schauspiele bezeugten. Nun beweist der Triebener Text, daß auch die Obersteiermark selbst das Gut des 16. Jahrhunderts wenigstens gelegentlich ohne Zusätze und Modernisierungen bewahren konnte. Der Triebener Text entspricht dem Oberuferer in äußerst weitgehendem Ausmaße. An einigen Stellen ist der Anschluß des Triebener Spieles an die Hans-Sachs-Vorlage sogar noch stärker als bei anderen Gliedern der Gruppe, selbst als bei Oberufer. So ist die durch die Versbrechung schwierige Sachs-Stelle

So nemb den lebendigen Athen,
 Auf das du empfecht nach den thaten
 Die vernunft! doch dabei betracht,
 Das ich dich hab auff Iaim gemacht¹¹⁾.
 (27 ff.)

in Trieben fast wörtlich erhalten, während Oberufer eine Ausweichung überliefert:

Adam nim an den lebendigen atem,
 den du empfangest mit dem taben!
 nim an vernunft, dabei betracht,
 Daß ich dich hab aus erdn gemacht.

⁷⁾ Leop. Schmid, Das Volksschauspiel des Burgenlandes (Wiener ZfM., Bd. 41, 1936, S. 88); Karl Horak, Burgenländische Volksschauspiele, Wien 1940, S. 11.

⁸⁾ August Hartmann, Volksschauspiele. In Bayern und Österreich-Ungarn gesammelt. Leipzig 1880, S. 39 ff.

⁹⁾ Karl Julius Schröder, Deutsche Weihnachtspiele aus Ungern. Wien 1862, S. 142 ff.; neu abgedruckt bei Karl Adrian und L. Schmidt, Geistliches Volksschauspiel im Lande Salzburg, Salzburg 1936, S. 67 ff.

¹⁰⁾ Die beiden aus Oberdonau überlieferten Paradiesspiele der Gruppe sind an Orten erschienen, die der Allgemeinheit völlig unzugänglich sind: der vermutlich aus Taufkirchen stammende Text steht in einem Sonderdruck „Adam- und Eva-Spiel. Ausgeführt beim Alt-Zwiviertel Trachtenfeste zu Taufkirchen bei Schärding“ (anscheinend um 1907), ein zweiter, ganz ohne Ortsangabe erschienener Text, den Klimke schon kannte, in der Zeitung „Das Vaterland. Zeitung für die österreichische Monarchie. XI. Jg., Nr. 60, Mittwoch, 2. 3. 1870“ als Genilleton eines „R.“ — Es wäre an der Zeit, hier durch landschaftliche Ausgaben, welche wenigstens diese völlig zerstreuten und unzugänglich gewordenen „Veröffentlichungen“ sammelt, Abhilfe zu schaffen.

¹¹⁾ Hans Sachs, hg. Keller, S. 20, B. 35 f.

Ähnlich steht es bei der Verlockungsrede Evas, die bei Hans Sachs schließt:

Hast du mich lieb, so nim ihn hin,
Er schmeckt so überlüstig wol!¹²⁾
(157 f.)

Das hat Trieben ganz erhalten, Oberufer dagegen erneuert:

Hast du mich lieb, so nim in hin!
Er schmeckt so fürtrefflich wol.

Ganz unbeeinflusst ist selbstverständlich auch der Triebener Text nicht geblieben. Einige Stellen, die Oberufer nicht besitzt, verbinden ihn dagegen mit den meisten anderen steirischen wie auch mit den Schauspielen Kärntens und Oberdonaus. Dazu gehört vor allem B. 135—138 der ersten Teufelsrede, die sich in Vorderberg¹³⁾ und Mitterndorf¹⁴⁾ wiederfinden. B. 188—189 finden sich in Vorderberg¹⁵⁾, B. 199—200 wieder in Mitterndorf¹⁶⁾. Die Teufelsrede vor Gott als Richter, die fast ganz in Oberufer fehlt, ist so stark formelhaft, daß sie nicht nur in Paradeispielen, sondern auch in Nikolauspielen auftritt, und zwar gerade in Spielen der gleichen Gegend. B. 265—278 finden sich in Obersteiermark anscheinend nur im Donnersbacher Paradeisspiel¹⁷⁾; die Oberdonauer Spiele¹⁸⁾, die dem Triebener in der Gesamthaltung sehr nahe stehen, kennen sie gleichfalls. Die Nikolausspiele um Liezen¹⁹⁾ haben sie jedoch auch aufgenommen, und es wird sich nicht ohne weiteres entscheiden lassen, woher sie ursprünglich stammen. Die letzte größere Erweiterung des Triebener Spieles gegenüber dem Oberuferer, die Fluchworte Gottes, B. 286—300, gehören dem Bereich des ostalpenländischen Paradeispielles ziemlich allgemein an. Sie finden sich ganz ähnlich in St. Georgen²⁰⁾ und in Admont²¹⁾, die Kärntner Spiele²²⁾ schließen sich an, aber auch die Oberdonauer²³⁾

¹²⁾ Hans Sachs, ebd., S. 38, B. 31 f.

¹³⁾ Weinhold, S. 311.

¹⁴⁾ Schloßar, Bd. 1, S. 11.

¹⁵⁾ Weinhold, S. 313.

¹⁶⁾ Schloßar, Bd. 1, S. 14.

¹⁷⁾ J. R. Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark. Stuttgart 1915. S. 66.

¹⁸⁾ Siehe Anm. 10.

¹⁹⁾ Leop. Schmidt, Ein obersteirisches Nikolausspiel (Wiener JfBk., Bd. XXXVIII, 1933, S. 74).

²⁰⁾ Bünker, S. 102.

²¹⁾ Bünker, S. 32.

²²⁾ Georg Graber, Kärntner Volksschauspiele, Bd. II. Das Kärntner Paradeisspiel. Wien 1923 (= Deutsche Hausbücherei, Bd. 73), S. 21.

²³⁾ Siehe Anm. 10.

wieder. Der stärker barockifizierte Vordernberger Text²⁴⁾ zeigt sie in Prosa aufgelöst.

So erweist sich der schlichte, altertümliche Text als ein wichtiges Glied der ganzen ostalpenländischen Paradeisspielgruppe. Vielleicht läßt sich an seine Herkunft die Vermutung anknüpfen, daß gerade dort, im Balten- und Liesingtal, sich die unüberlagerte „Renaissance“-Schicht der alpenländischen Bürger- und Volkskultur, wie sie durch das Volksschauspiel dieser Art bedeutsam bekundet wird, am stärksten erhalten hat, weil sie dort besonders gepflegt wurde. Die Handschriftenfunde des 19. Jahrhunderts lassen sich nur schwer mit den spärlichen Aufführungsbezeugungen des 16. Jahrhunderts in Verbindung setzen. Immerhin ist außer dem allgemeinen Einströmen der bürgerlichen Volkskultur des Reformationszeitalters, das heute schon vielfach gut bezeugt und geklärt ist²⁵⁾, hier der eine oder andere Hinweis doch schon gewonnen. Für das Paradeisspiel selbst freilich erschöpfen sich unsere Belege derzeit noch mit dem Grazer Zeugnis vom Beginn des 17. Jahrhunderts, nach dem die Insassen des Grazer Bürgerpitales mit einem Narren herumgezogen seien, auf dem der Paradiesbaum stand, unter dem das Paradeisspiel vermutlich vor oder in den einzelnen Häusern abgehalten wurde²⁶⁾. Dieser Beleg entspricht ungefähr den Niederdonauern²⁷⁾ und Wienern²⁸⁾ des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, sie alle leiten zweifellos noch auf die Volkskultur der Renaissance zurück; die Spiele dieser Heischesharen waren gewiß nicht barockifziert, sondern haben wohl auf dem Hans-Sachs-Schauspiel gefußt. Für das Weihnachtsspiel der Oberuferer Gruppe, welches die gleichen Probleme aufgibt, sind dieselben Verhältnisse anzunehmen. Die heutige Gruppe, deren unbarockifizierte Teile in Oberufer und anderen Randgebieten zu erkennen

²⁴⁾ Weinhold, S. 324 f.

²⁵⁾ Allgemeinere Darstellungen der einzelnen Teile dieses Vorganges gibt es bis heute noch nicht, so notwendig deren Erforschung wäre. Immerhin ist auf dem Gebiet des Schauspiels das Einströmen des humanistischen Gutes, vor allem auch der Hans-Sachs-Spiele, schon beachtet worden. Zur Problemstellung vgl. Anton Dörner, *Nach Hans Sachs Vorlagen aus Tirol? (Forschungen und Fortschritte, Jg. 13, Nr. 33, Berlin 1937, S. 395)*; weiter im einzelnen vgl. Schmidt, *Die Stoffe der Salzburger Schuldramatik (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, Bd. 79, 1939, S. 133 ff.)*, und Schmidt, *Das Schauspielwesen Niederösterreichs im 16. Jahrhundert (Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 1940, S. 50 ff.)*.

²⁶⁾ Friß Popelka, *Geschichte der Stadt Graz, Graz 1936, Bd. II, S. 416*.

²⁷⁾ Leop. Schmidt, *Ein St. Pöltner Paradeisspiel von 1647 (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Bd. 27, Wien 1938, S. 249 ff.)*.

²⁸⁾ Arthur Haberlandt, *Volkskunde von Wien, Niederösterreich und dem Burgenland, in: Michael Haberlandt, Österreich, sein Land und Volk und seine Kultur. Weimar 1928, S. 264 f., und Schmidt, Wiener Volkskultur um 1700 (Geistige Arbeit, Bd. 9, Berlin 1942, Nr. 2, S. 5)*.

sind, lebt barock überfächelt in Steiermark und Kärnten bis heute kräftig weiter. Wie das Paradeispiet des Hans Sachs, muß das ursprüngliche Schauspiel in der Reformationszeit aus der süddeutschen Bürgerkultur in die Alpenländer eingeführt worden sein. Vielleicht war es gerade dieser Text, den der Schulmeister *Andreas Raschpüchler* 1584 zu Mautern als „das Spiel von der Geburt Christi“ aufführte²⁹⁾. Gerade diese obersteirischen Täler standen ja bis damals noch unter dem Schutz der evangelischen Ständeherrn, gerade dort könnte sich diese Renaissance-Volkskultur im Zusammenhang mit dem Schulwesen der Reformation zunächst eingebürgert und weiterhin erhalten haben. Für Trieben und das Paltental könnte eine derartige Annahme sogar das Weiterleben eines unbarockisierten Textes wahrscheinlich machen. Das im Wesen ja außerhalb des Streites der Bekenntnisse stehende Paradeispiet hatte eben in der deutschen Renaissance seine Formung erhalten und war von ihr hinausgetragen worden. Nun bewahrten die Bauern und Bürger, die der Gegenreformation ablehnend gegenüberstanden, gerade diese Formen und Inhalte als ihr eigentlichstes Kulturgut und überlieferten sie so im Inneren der Alpenländer nicht weniger treu als ihre vertriebenen Verwandten in der neuen Heimat.

Sagen aus der Ostmark.

Von Hansjörg Koch, z. B. im Felde.

Die nachfolgenden Sagen habe ich im Sommer 1938 aufzeichnen können. Sie stellen nur eine Auswahl dar, da ich nur die mir besonders charakteristisch erscheinenden hier wiedergeben will. Mögen sie ein Anreiz zu neuem und weiterem Sammeln sein!

Sagen aus Rinnbad bei Ebensee.

1. Benedigermannl.

Benedigermannl hat es hier früher gegeben, im 16. Jahrhundert. Oben am Schuckkogel haben sie Gold gesucht und auch dort gefunden.

2. Untersberger Mannl.

Die Untersberger Mannl haben zwölf Kirchen, bis Traunkirchen hin, in denen sie im Advent Gottesdienst abhalten. Das wollte amal einer nicht glauben und ging in einer Raumnacht um Mitternacht in die Kirche von Traunkirchen, um sich zu vergewissern. Da hat er aber plötzlich eine derartige Watschen bekommen, daß man ihn immer daran gefannt hat.

²⁹⁾ J. W i c h n e r, Zur Musikgeschichte Admonts (Mitteilungen des Historischen Vereins für Steiermark, Bd. 40, Graz 1892, S. 18).

3. Bergmannl.

Die Bergmannl waren kleine Leut', die im Gebirg gewohnt haben. Jetzt sind sie verschwunden, aber in 34 Jahren kommen sie wieder. Hier in der Nähe ist auch ein Fels, den heißt man Bergweiberkluden.

4. Das winkende Mannl.

Bei der Loiperngruben hat amal ein Weib gearbeitet, ihr Kind hat sie mitgenommen und ins Gras gelegt gehabt. Plöglych, wie sie amal auffchaut, steht ein kleines Mannl vor ihr und winkt ihr, in eine Schlucht mitzukommen, bedeutet ihr aber, sich nicht umzusehen. Sie läßt auch ihr Kind zurück und folgt ihm nach, aber plöglych hört sie ihr Kind schreien. Voller Angst läuft sie zurück und heraus aus der Schlucht, da ist aber das Kind ganz still. Wie sie wieder in die Schlucht zu dem Mannl zurück will, da war aber keine Schlucht mehr zu sehen und kein Mannl.

5. Schätze.

Bei der Loiperngruben, hat es immer geheißn, da wäre eine Kirche verfunken. Da war auch ein Mann, das war so einer, der hat dort auch immer gegraben, aber nie was gefunden.

Am Loipel ist ein Ritter mit seiner Rüstung und seinen Schätzen begraben.

6. Das Wilde Gjoad.

Das Wilde Gjoad, das sind die Ritter zur Strafe für die Fron. Die fahren dann im Herbst im Sturm durch die Luft. Man muß sich hinlegen, sonst nimmt's einen mit.

7. Die Traunreiter.

Die Traunreiter haben früher immer soviel gescholten und geflucht, dafür müssen sie nun heute noch umgehen und man hört sie immer noch schelten.

8. Die Glöckler.

Die Glöckler lausen in weißen Hemden und Unterhosen und haben hinten Glocken hängen. Wenn sie springen, scheppern die Glocken. Früher ist es vorgekommen, daß sich die Glöckler aus verschiedenen Orten getroffen und dann miteinander gekämpft haben; wenn dann dabei einer erschlagen worden ist, haben sie ihn gleich an Ort und Stelle begraben. Hier bei Rinnbach ist so ein Stein, wo ein erschlagener Glöckler drunter liegt.

9. Die Trut.

Die Trut ist ein Ungeheuer, wie ein schwerer Gegenstand, sie ist eine Heze oder ein böser Geist. Nachts kommt sie und drückt die Leute im Schlaf, daß sie kaum mehr Luft bekommen.

10. Hexen.

In der Rauhnacht reiten die Hexen um den Traunstein, sie fliegen immer drum rum. Ein Mann sah amal eine Heze zuerst auf einen Birnbaum und dann auf den Kogel fliegen.

11. Die Heze als Fliege.

Eine Frau, die eine Heze war, hat sich amal in eine Fliege verwandelt. Sie ist dann durch das Schlüßelloch in die Stuben gekommen und hat die Leute immer sekkiert. Die Leute haben sich dann gewundert, woher man nur immer so genau gewußt hat, was sie drin in der Stuben gesprochen haben!

12. Die Milchhexe.

Eine Kuh hat amal immer blutige Milch gegeben, das war eine Hexe, die hat mit ihr ihr Unwesen getrieben und sie immer gemolken. Da haben die Leute von jemand den Rat bekommen: sie haben eine glühende Kette in die Milch gelegt, die sie gerade mit vieler Mühe von der Kuh haben bekommen können, und da ist die Hexe ganz verbrannt worden und ist mit der glühenden Kette um den Hals angelausen gekommen und hat gejammert, daß sie sie doch anlassen möchten, sie tät' ihnen auch nie wieder schaden. Da haben die Leute sie gehen lassen, und die Kuh ist wieder gut geworden.

13. Der Steffengeist.

In Rinnbach ist ein Haus, wo 14 Parteien drin wohnen. Dort steht ein Bett in einer Wohnung, wo niemand sich dreinlegen kann, sonst macht es sofort Lärm, es ist dann auch nicht festzuhalten, das Bett, und einen Lärm macht es, wie Tropfen und Häufte. Das ist der Steffengeist, wie man ihn nennt, der da haust. Über 100 Personen haben das schon gehört und miterlebt.

14. Der Gang zur Alm am Heiligen Abend.

Ein Vater hatte drei Söhne. Am Heiligen Abend sprach man darüber, daß es jetzt auf der Alm oben nicht gehener sei, und der Vater meinte, wenn einer so mutig sei, jetzt hinaufzugehen und das Almschaffel zu holen, das bei der Almabfahrt vergessen worden war, so solle ihm die schönste Kuh im Stall gehören. Der eine Sohn machte sich auch wirklich auf den Weg und stapfte durch den Schnee hinauf. Er hatte aber seinen Hund mitgenommen. Er ging in die Hütte und holte das Schaffel, aber wie er wieder heraustrat, fand er statt des einen Hundes zwei ganz gleiche vor, von denen ihn der eine freudig anwedelte. Da glaubte er, daß dieser der richtige sei, aber kaum hatte er ihn losgemacht, da wurde er von der Erde verschlungen. Wie nun der Bruder nicht zurück kam, machte sich der zweite Sohn auf den Weg und nahm auch seinen Hund mit, aber auch ihm ging es genau so, auch ihn verschlang die Erde.

Da stieg der dritte Sohn auf. Er hatte gemerkt, daß da etwas nicht stimmen könnte. Oben fand er weder Brüder noch Hunde, band seinen Hund draußen an und ging das Schaffel holen. Wie er aus der Hütte herauskam, fand auch er zwei ganz gleiche Hunde auf ihn warten, von denen ihn der eine freudig ansprang. Er schaute beide sorgfältig an und bemerkte, daß der andere Hund ganz traurig dreinschaute, als ob er weinen würde. Da band er diesen Hund los, und das war auch der rechte, denn mit furchtbarem Geheul und Lärm verschwand plötzlich der andere Hund, und ungeschädet und sicher konnte er nun ins Tal herabsteigen. Dort mußte ihm der Vater die schönste Kuh aus dem Stall geben, als er ihm das Almschaffel vorzeigen konnte. Aber die beiden anderen Söhne blieben verschwunden.

15. Der Koggenfresser.

Ein Holzknecht hat amal am Samstag nicht heim gewollt, er wollte auch am Sonntag arbeiten. Sein Kamerad warnte ihn, aber umsonst. Er hat dann einen Baum angepackt, der andere hat aber nicht helfen wollen. Es ging schwer, da hat er gesagt: „Der Baum muß fallen, und wenn der Teufel auch drin ist!“ Da ist der Baum gefallen, aber auf die falsche Seite, und hat ihn derwischt, daß er halb tot war. Vor Schmerzen hat er seinen Koggen gefressen. Wie ihm

der Kamerad helfen wollte, hat er ihn angebrüllt: „Jetzt friß i den Kogen, und nacher friß i di!“ Da war der Teufel in ihn gefahren, und der Kamerad hat sich schleunigst davon gemacht und hat ihn seinem Schicksal überlassen. Der Teufel hat ihn dann qualvoll sterben lassen und ihn geholt, aber sein Geist geht dort heute noch um und schreckt und straft die Holzer, die keinen Feierabend machen. Das ist der Kogenfresser.

16. Seltfame Schlangen.

Stuken gibt es, die fliegen durch die Luft und durch die Menschen duridur. Die Krölnattern haben eine Krone auf dem Schädel. Früher hat man Hausnattern gehalten, die wurden mit Milch gefüttert. Sie haben dem Haus und den Leuten Glück gebracht. Jetzt wird wenig mehr davon gehört.

Sagen aus Unterbach bei Holzgau im Lechtal.

17. Die Wilbe Fahrt.

Die Wilbe Fahrt geht mit Hammern und Singen durch die Luft. Meine Mutter hat oft erzählt, wie einmal die Wilbe Fahrt oberm Haus durchgeflogen ist und wie es da geöhlt, gepfiffen und gesungen hat.

18. Die entfarbte Geistersau.

Zwischen zwei Häusern geht eine Brücke über einen Bach. Die alten Leute haben immer erzählt, daß dort eine Sau als Geist umgehe. Ich habe immer darüber gelacht. Wie ich nun einmal nachts heimgehe, es ist gegen zwei Uhr nachts gewesen und sehr finster, höre ich plötzlich vor mir bei der Brücke „Murmurmurm“, wie ein Schwein macht. Ich habe tatsächlich zuerst Angst bekommen und bin hinter einen Schuppen zurück, dann bin ich aber dem Ton nach, und da war es eine wirkliche Sau, die aus einem Stall ausgekommen war. Wenn ich nun Angst gehabt hätte und davongelaufen wäre, würde es heute noch heißen, ich sei der Geistersau begegnet.

19. Der Marksteinversetzer.

Da ist auch einer immer nachts herangelaufen und hat gerufen: „Wo soll i 'u hindu? Wo soll i 'u hindu?“ Das war einer, der hat zu seinen Lebzeiten Markstoaner versetzt gehabt. Einmal ist da auch einer vorbei gekommen und hat auf sein Rufen geantwortet: „Wo du 'u g'nommen host!“ und da ist er erlöst gewesen.

20. Zwei Kühe in einer Kette.

Das kommt tatsächlich vor, daß zwei Kühe in einer Kette hängen. Wenn man dann einen Schlag gegen die Kette macht, geht sie auf, aber dann liegt irgendwo ein altes Weib, das den Schlag bekommen hat. Ich habe das amal selbst gesehen, wie zwei Kühe 'in einer Kette gehängt haben, ich konnte es gar nicht recht glauben, daß so was möglich sei.

21. Milch aus dem Handtuch.

In Steeg ist von einem Nachbar eine Kuh im Handtuch gemolken worden. Die Kuh stand im Nachbarhaus und gab keine Milch. Das ist voriges Jahr erst gesehen, der Besitzer hat es mir geschworen, daß es so war.

Sagen aus Rankweil in Vorarlberg.

22. Das Nachtvolk.

Das Nachtvolk ist in Satteins wie der Wind nachts durch das Dorf. Einmal ist ein Neugieriger rausgegangen, da kommt es wieder an mit Seufzen und Stöhnen. Es war in der Michaelisnacht. Einer aus der Schar schlug ihm ein Beil in den Arm, er hat aber keine argen Schmerzen gehabt, es war ihm nur lästig. Da hat er den Rat bekommen, sich in der nächsten Michaelisnacht wieder auf denselben Platz aufzustellen. Er hat das auch getan, das Nachtvolk ist wieder gekommen und hat ihm das Beil wieder herausgezogen. (Vgl. Bonum, 2. Aufl., S. 36 f., Nr. 17 b.)

23. Geglückte Schachhebung.

Auf Burg Rosenegg sind Schätze vergraben, die liegen in einer Kiste und werden von einem Wolf oder Hund bewacht, der auf der großen Kiste sitzt. Wenn man mit drei geweihten Weidenzweigen dreimal auf den Hund schlägt, dann muß er die Kiste freigeben. Viele haben es schon versucht gehabt, aber schon beim ersten Schlag Angst bekommen und sind davongelaufen. Bis dann einmal ein beherzter Mann kam, der hat ihm die drei Schläge gegeben, und bei jedem Schlag schrie der Hund ganz furchtbar. Aber beim dritten Schlag hat es plötzlich einen Krach getan, der Hund war fort und die Kiste war offen. Da hat der Schach ihm gehört.

24. Das verhexte Kind.

Eine Frau hat amal ein Kind verhext. Da hat man den Eltern geraten, sie sollten das Wasser von dem Kind in eine Flasche tun, und da hat die Frau, wo das Kind verhext hatte, kein Wasser mehr lassen können. Erst wie sie gekommen ist und um Gnade gebettelt hat, haben sie die Flasche wieder aufgemacht, nachdem sie das Kind wieder gutgemacht hatte.

25. 's Schrättlig.

's Schrättlig ist amal zu einer Frau gekommen, die im Bett lag, und hat sie gedrückt. Da hat sie plötzlich an die Brust gefaßt und einen Strohhalm erwischt, den hat sie zur Tür eingezwickelt und die Tür immer auf und zu gemacht. Plötzlich hat sie es schreien gehört, und ein altes Weib war da und hat sie gebeten, sie möchte es jetzt doch gehen lassen, es sei jetzt erlöst, weil es erwischt worden sei.

26. Der Klushund.

Vom Klushund weiß ich auch eine Geschichte. Ein Mann ist mit einem Kollegen mal nachts durch den Wald und hat sich dabei vor dem Klushund gefürchtet, der dort umgeht. Plötzlich fängt er an zu ächzen und stöhnen, der andere sieht aber nichts. Nachher hat er erzählt, der Klushund sei ihm auf den Buckel gesprungen, und er habe ihn bis zum Haus hin tragen müssen.

27. Das Wilde Männle (Hirschegg im Kleinen Walsertal).

Als die Walser hier ins Walsertal eingewandert sind, hat ihnen immer ein Wildes Männle das Vieh gehütet auf den höchsten Schrossen, und nie ist ein Stück abgefallen. Zwei Frauen haben ihm immer das Essen gebracht. Sie wollten sich aber dankbar zeigen und haben ihm auch amal Kleider gebracht, weil es

ganz nackt war, da hat es aber gesagt: „Jetzt bin ich zu schön um die Kühe zu hüten!“ und ist fort. Da ist alles Vieh abgefallen.

28. Das Wilde Gjoib.

Das Wilde Gjoib ist wie ein starker Wind und hebt alles auf, man muß sich deshalb ins Wagengeleis stellen (Altenmarkt an der Enns).

Mit dem Wilden Gjoib schreckt man die bösen Kinder (Paierbach, St. Johann i. T.).

29. Die Pudelmutter (Großpetersdorf i. Bgld.).

Zu Mikolo kommt die Pudelmutter und beschenkt die braven Kinder. Sie öffnet nur so eben die Tür und schmeißt ihre Sachen in die Stube, daß die Kinder gleich darüber herfallen.

30. In den Rauhnächten (Strobl am Wolfgangsee).

In einer Rauhnacht darf man nicht Karten spielen, weil sonst der Teufel kommt. Man darf dann auch nicht spinnen, weil sonst alles verhext wird.

31. Berschtenlaufen (Börgl).

Das Berschteln-Laufen findet am 5./6. Januar am ganzen Angerer Berg, gegenüber Börgl auf dem linken Jnnufer, statt. Die Burschen haben Larven um und Gloden angebunden und rennen so mit Lärm zu den Höfen.

An Dreikini kommen die Berschtelbuam in die Häuser und kehren dort die Stuben aus (Admont).

32. Die Berschtelmilch (Altenmarkt a. d. Enns).

Am Heiligdreikiniabend läßt man abends eine Schüssel mit Milch auf dem Tisch stehen und läßt die Löffel drin. Nachts kommt dann die Berschtelmutter mit den unschuldigen Kindern und ist von der Milch, die man für sie stehen gelassen hat.

Man droht auch den Kindern, die Berschtelmutter würde sie mitnehmen, wenn sie nicht ganz brav seien.

In den Rauhnächten darf man nicht spinnen, sonst wird die Berschtelmutter grantig.

33. Frau Berschtel (Ungmarkt i. Steierm.).

Wenn die Kinder nicht brav sind, kommt an Dreikini die Frau Berschtel und schneidet ihnen den Bauch auf.

Mit der Frau Bärchtel droht man auch in Jenbach am Inn.

34. Wie die Berscht aussieht (Ostering b. Wels).

Die Berscht ist ein Nachtgespenst, mit dem man die Kinder fürchtig macht. Sie hat keinen Körper und keine Rippen, man sieht nur ihren Kopf, wenn sie in den Rauhnächten lautlos im Eck steht und lauert.

35. Die Berschtel und die Wilde Fahrt (Lienz i. T.).

Die Berschtel und die Wilde Fahrt sind alles eins. Meine Großmutter hat erzählt, sie seien auf Pferden durch die Nacht gefahren, mit fürchterlichem Lärm, alles hätte sich verflücht!

Don der Brixentaler Mundart.

Von Anton Schipflinger, z. Z. im Felde.

Vorbemerkung:

Viele Redensarten und Mundartwörter erfuhr ich von meiner Mutter, andere von einem 54 Jahre alten Landarbeiter, dem „Beana Seppi“, Josef Achrainner, vom Blaidnerhäusl und dessen Ehefrau, einer Söllanderin. Wieder andere Redensarten erfuhr ich beim Traidschnitt, beim Pflügen, wo Schnitterinnen und Bauleute angestellt wurden und wo man während der Arbeit viel hören konnte.

Das o, welches dem a in Klammern nachgesetzt ist (o), bedeutet, daß der a-Laut dumpf auszusprechen ist, etwa wie im Tirolisch-Bayerischen das „Ja“.

a tiam = manchmal

Ba(o)ßn = kleine Hagelkörner

beita = schlimm; bei Kindern gebraucht man dieses Wort gerne

biezl = gerade genug, knapp

Bla(o) = Kuhkot

bois = lange

Brantsch = mehrere Leute, die im üblen Rufe sind

bruggavieren = nachforschen, umherfragen

bungat = gebogen

Da(o)rei = dummes Weib

Da(o)lta = Mund; wenn man immer redet

deggan = nachahmen, jemanden zum Besten halten

Dingena, Drangena = faule Mädchen

ßijn = die Erbsen aus der Hülle tun

floaß = flach, wenig

froatig = stolz, herausfordernd

Funsn = bei Frauen Kameradinnen, die die Arbeit scheuen

ganln = wenn es wenig schneit

glaß = übertriebenes Reden und Handeln

gleim = fest

glenggan = hängen

gnann = knapp, zack

Goffl = fauler Mann

Gof = Augen, wenn sie alles sehen müssen

greifei = ein bißchen

gruna = wenn jemand im Zorn ein unverständliches Wort spricht

Gschlamp = schlechte alte Kleidung

Gschma(o)ch, Gschmachetzwerch = unterm Gesicht schön tun

Gumpn = Lache

giatla = nicht groß

hanessn = streiten

heinig = mager

Holzdratt, Gß = Sommeraustrieb für das Vieh

hosln = langsam gehen

jechn (wias jicht) = wie es klingt

jenzn = das Kern der Käse
 kleba = schwach
 kremln = lustig sein
 Kreastwerch, kreastn = wenn die Arbeit kein Ende nimmt
 krign, Kuschwerc = lautes Gehen, Lärmen im Hause
 la(o)dig = schüchtern
 luzzn = schlafen
 maggn = zusammendrücken
 miadln = betteln, ersuchen
 Mözgn = Mädchen
 murflu = dahereden, daß man es kaum versteht
 Na(o)zn, Na(o)n = junge Burschen
 nuafln, stien = aussuchen
 panschn = Kind hauen
 Pleba = Mund
 Preang = wenn man nicht freundlich hersehaut
 Preng = Krautfaß
 Schma(o)pa, Schma(o)ß = gutmütige Leute
 Schwoanz = länglicher Riß im Gewand
 Schwoam = Milch, mit Wasser vermischt
 suln = verlieren
 stian = sich ausgelassen benehmen
 sovl = keine Kraft besitzen
 Ta(o)sch = dummes Weib
 Taxa(o)ng = Nähnadeln
 tra(o)chn = nachdenken
 Trissl = ein Stück Strick
 tscherfln = dahinstreifen mit den Schuhen
 ungreidig = fad
 unabrachtn = über jemanden Schlechtes reden
 Urifn = übrigbleibendes Fressen der Käse
 valurmt = verschwendet
 vatoign = unnütz etwas verbrauchen
 vegln = heimlich tauschen
 wirgn, garbn = über die Kraft arbeiten
 Za(o)da = langsame Frau
 zeggan = schwer tragen

„Das war a Kled, a Halbausbachne (halbausgebädene)“, sagt man, wenn einer etwas Unvernünftiges redet.

„Wann i nu a mal auf d' Welt kim, ast werd i a Raß“, lautet der Wunsch mancher, denn sie glauben, eine Rabe hat es am schönsten.

„Damit d' Kirch' nit auß'n Dorf kint“, sagt man von einem, der überall gut an sein will.

„Derfchräd'n, wann eam (oder ia) a Wahrheit auskint“, sagt man von Leuten, deren Gewohnheit das Lügen ist.

„In der erst'n Zug bist nit derstickt und d' leßt' hast nit tan“, sagt man zu einem Lügner.

„Al oschtlana Brauch“, wird das Kloberbrotbacken hie und da genannt, da es viel Geld und Mühe kostet.

„An Bettl enda“ = um keine bedeutende Spanne Zeit eher.

„Auf 'n Lad'n lieg'n“ = wenn Leute auf dem Totenbett liegen, bedient man sich dieser Rede.

„An Teisl für 'n Teisl eintauscht“; diese Rede gebraucht man, wenn einer etwas vertauscht, in der Meinung, Besseres eingetauscht zu haben, dabei aber Gleichwertiges erhalten hat.

„Bessa d' erste Feindschaft als d' letzte.“

„'s Wetta war a g'recht, wenn d' Kost bessa war“, sagt man von Schlechtwettertagen.

„Die ung'legten Eier soll man nit zähl'n.“

„Vor 'n Nooh 's Maul aufreiß'n.“

„I woah, wo an Haf'n 's Boan o is.“ — Man weiß, wo der Fehler liegt.

„Herschau'n wie a g'schieme Nooh (oder wie a grupfte Hent)“, sagt man, wenn jemandem zu kalt ist.

„An Zapp'n deggan, selba glenggan.“ — Wer andere schlecht machen will, ist selber nicht besser.

„Bann's erstemal hersicht, es is recht subdig und g'schwa(o)ngt, is allwei wieda a Klaf, wo d' Sonn' vicha glanzl.“ Gleichbedeutend wie „Nach Regen folgt Sonnenschein“.

„An Barn auss'i hänga.“ — Ist jemand recht „hoack“, so soll man ihn weniger zu essen geben, knapper halten.

„Mit 'n Al-sch zuichi steahn“, sagt man von Leuten, die trotz günstiger Lage nicht wirtschaften können und immer „oweaschz“ kommen.

„Recht hätt' a woi, aber nit sag'n sollt er's“, meint man.

„'s G'fäns is allwei lauter als der Bach.“ — Die Dinge werden mehr ausge schmückt, als die Tatsache wirklich ist.

„Ganz winnig schean (oder schiach)“, sagt man von Leuten, die gerne schön wären oder auffallend „schiach“ sind.

„An Bär'n mach'n.“ — Wenn man mit einer Arbeit nicht mehr ganz fertig wird und es nur noch kurze Zeit dauern würde, die Arbeit aber trotzdem auf den nächsten Tag oder Woche verschoben werden muß, so hat man einen „Bär'n“ gemacht.

„Boat'n, bis 's Kirchen aus is.“ — Man soll warten, bis man alles gehört hat und dann urteilen.

„Bergel's Gott, mehr sagt a andra Bettloda a nit.“ — Diese Rede gebraucht man als scherzweisen Dank für einen erwiesenen Dienst.

„Bann oan Doib den andern (be-)stiehlt, ast lacht Unser Herr.“ — Also wenn sich Diebe gegenseitig bestehlen, so lacht der Herrgott.

„Man tuat enda eppas daboa't'n als daspringa.“ — Mit Geduld und Warten hat man bisweilen mehr Erfolg als wenn man glaubt, alles müsse hastig geschehen.

„Al niada Pruma balangt für sein' War.“ — Jeder muß für das, was er verkauft, selbst den Preis bestimmen.

„Al lara Gruaß geht barsuaß.“ — Zum Zeichen der Freundschaft soll man auch ein kleines Geschenk nicht scheuen.

„Biel Wetta, viel Jüd.“ — Allzu viele Verwandte sind nicht immer gut.

„Es werd'n no größere Stoan' kommen, dia du nit berheb'n werfst.“ — Manche werden auf Steine stoßen, die sie nicht beseitigen können, sondern ihnen ausweichen müssen.

Man sagt auch: „Der hat's no nit all's im Sack“ — und

„Wo man gut huckt, soll man huck'n bleib'n.“

„Mit'n eignen Maul d' Ras' abbeiß'n.“ — Von Dingen reden, die unmöglich sind.

„I wer schon a Gralei fall'n lass'n“, sagt man, wenn jemand sagt, man solle ihm etwas beten.

„Von a niada Maus an Bug.“ — Von jedem Ding etwas haben oder einen „Glust“ nach allem haben.

„Schaust, daß eppas auff'n Staud'n bringst.“ — Wer zum Arbeiten langsam ist, dem ruft man dies zu, damit er einmal fertig werde mit der Arbeit.

„D' Schmeer (Fett) von der Nag.“ — Sich um das beste bewerben und erhalten.

„A lara Sack steht nit.“

„Hat der Herrgott a Goas' a Hagl broch'n.“ — Es fügt sich oft, daß durch das Verhindern einer Person die Sache gerade richtig ausgeht.

„Trag eben und schütt nit“, sagt man zu einer Jungfrau, denn eine Jungfrau soll nicht zittrig sein.

„An Schinder zahlt man im vorhinein.“

„An Sechta (oder Korb) umhänga.“ — Wenn man jemandem etwas zu geben verspricht und nicht gibt, oder wenn derjenige, dem man etwas gibt, es nicht annimmt, so hat man einen Sechter angehängt bekommen.

„Da Kind und va Fall (Ferkel) soll man derschlag'n“, heißt es, weil daraus nichts Gesehtes wird, da beide verpöppelt werden.

„Besser an Strähn an der Wand, als an Hutt'n in der Hand.“ — Man will damit sagen, die Bäuerinnen sollen nicht viel „pritscheln“, sondern spinnen, denn dies bringe dem Hofe mehr Nutzen.

„Wer sein Hoam vergeit, g'hört g'schlag'n mit an Scheit.“

„An Hafer schau'n.“ — Bei Lenten, die „schüch'n“ (schielen) verwendet man diese Rede.

Professor Dr. Ludwig Schmidt 80 Jahre alt.

Am 16. Juli 1942 vollendete Prof. Dr. Ludwig Schmidt, der frühere stellvertretende Direktor der Sächsischen Landesbibliothek in Dresden, sein 80. Lebensjahr.

Sein Hauptwerk: „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung“ erschien erstmalig 1914—1918, zu einer Zeit also, wo die geschichtliche Problematik der deutschen Stämme der deutschen Volkskunde zwar schon lange bedeutsam erschienen war, diese sich aber kaum noch ernstlich anschicken konnte, von ihren Erkenntnissen aus in diese Tiefe zu schürfen. Heute ist uns die Verwurzelung artgemäßen deutschen Überlieferungsgutes im angestammten Erbe aus der Frühzeit unseres Volkes zur verpflichtenden Aufgabe erwachsen. Dankbar sehen wir in L. Schmidt einen Wegbereiter für diese Forschungsarbeit. Der Verein für Volkskunde in Wien entbietet ihm zu seinem Jubelfeste noch nachträglich die herzlichsten Glückwünsche!

A. S a b e r l a n d t.

Hofrat Dr. Karl Giannoni 75 Jahre alt.

Aus Anlaß des 75. Geburtstages von Hofrat Dr. Karl Giannoni richtete der Vereinsführer ein Glückwunschschreiben an den Jubilar, in dem er diesem den Dank für sein Lebenswerk zum Ausdruck bringt. Hofrat Giannoni hat mit seinen Arbeiten zur Geschichte seiner engeren Heimat wie in der Betreuung der Volkstumspflege in der Ostmark nach dem Weltkriege das Heimatgefühl auch im Kreise des Vereines für Volkskunde von Jahr zu Jahr vertieft und gefördert. Es mag ihm heute eine hohe Genugtuung sein, daß sein Wirken mit dem Aufgehen des Österreichischen Heimatverbandes im großen deutschen Heimatschutzverband seine Vollenbung und Krönung gefunden hat.

A. Haberlandt.

Professor Dr. Hugo Hassinger 65 Jahre alt.

Professor Dr. Hugo Hassinger, seit seinen Jugendtagen inmitten vielfeitigen wissenschaftlichen Wirkens zielstrebig auch an dem Ausbau der Volkstumsarbeit bemüht, feierte vor kurzem seinen 65. Geburtstag. Im Präsidium des Vereines für Volkskunde in Wien hat Prof. H. Hassinger diesem seit Jahren auch im Drange einer kaum zu bewältigenden Arbeitsfülle seine wertvolle Anteilnahme nie ver sagt. Wir bringen ihm auch unsererseits die herzlichsten Glückwünsche mit der Bitte dar, auch weiterhin der Erhaltung und dem Ausbau unseres Vereines seine Mitarbeit wie bisher zuzuwenden.

A. Haberlandt.

Karl Liebleitner †.

Am 8. April d. J. starb in Wien-Mödling im 84. Lebensjahre Professor Karl Liebleitner. Er wurde am 29. September 1858 in Korneuburg geboren und hatte schon als Kind im Elternhause Gelegenheit, dem Volksliede zu lauschen. Von seinem 16. Lebensjahre angefangen ging er dem deutschen Volksliede nach und ist ihm zeitlebens treu geblieben. Durch lange Jahre Chormeister des Deutschen Volksgefäng-Vereines in Wien, einer der ersten und erfolgreichsten Mitarbeiter Dr. Josef Pommers, hat er sein ganzes tätiges Leben dem Volksliede, seiner Auffassung und Wiederbelebung gewidmet. Ein Teil seiner Aufzeichnungen hat er in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ (Wien) veröffentlicht, einen andern Teil in mehreren Liederbüchern für die Pflege bereitgestellt. Seine besondere Liebe galt dem alplerischen Volksliede, besonders dem Kärntner Liede und dem Liede seiner Heimat Niederdonau. Vor kurzem erst erschien noch ein schönes Liederheft aus seiner Feder: Das Volkslied in Niederdonau (in der Schriftenreihe Niederdonau, Ahnengau des Führers, St. Pöltner Zeitungs-Verlags-Gesellschaft, 1941), in dem er auf Grund seiner reichen Sammelergebnisse, die mehr als fünftausend Lieder umfassen, einen Überblick über Instrumentalmusik, Jodler und Volkslied gab. Dadurch, daß Liebleitner die Lieder seiner Großmutter und seiner Mutter aufzeichnete, umfaßt dieser Liederhäft eine Zeitspanne von mehr als 100 Jahren und stellt also auch in kulturhistorischer Beziehung eine der wertvollsten Volksliederfassungen der Gegenwart vor. Die Volksliedforschung verdankt diesem vorbildlich tätigen Manne sehr viel und wird ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

A. Boder.

Literatur der Volkskunde.

Hans Plöckinger: Volkskunst und Brauchtum der Winzer in Niederdonau (Niederdonau, Natur und Kultur. Herausgegeben vom Reichsstatthalter in Niederdonau. 3. Heft). 26 S. mit 6 Tafeln. Verlag R. Kühne, Wien-Leipzig 1940.

Die kleine Schrift des Verfassers verdient deshalb besondere Beachtung, weil in ihr für den Bereich der Winzer in trefflicher Weise die innige Verschlingung der Volkskunst mit der Gesamtüberlieferung, insbesondere aber mit dem Brauchtume zum Ausdruck kommt. Anschaulich wird die Auszier der Kellerhäuser, der Kellertore, der großen Weinpressen, der Kellerleuchten, der Krüge, der Trinkgefäße und anderer Kellergeräte geschildert. Eingehend werden die „gestochenen“, d. h. die geschnitzten Faßböden besprochen, die von geschickten Faßbindern hergestellt wurden. Es ist bemerkenswert, daß gelegentlich auch von diesem Gewerbe aus der rasche Aufstieg zum Hochkünstler erfolgte. Der Verfasser macht dies für den bekannten Barockmaler Martin Johann Schmidt, den sogenannten Kremser Schmidt wahrscheinlich, dessen Großvater Faßbinder, dessen Vater wahrscheinlich ein vom Faßbinder aufgestiegener Bildhauer war. Mit dem Brauchtume unmittelbar verknüpft ist der Hütereisern, der den Hüterbaum schmückt, der zu Beginn der Tätigkeit der Weinhüter im August aufgerichtet wird. Zur Zeit der Weinlese werden die Weinbeerkeiß, die je nach den Gegenden verschieden gestaltet ist, und für den Hütereisenzug die Hüterkrone oder der Weinbaum kunstvoll aufgebaut. Der schönsten Winzertochter wird im Weinberge die „Schloagn“, ein mit Trauben, vergoldeten Nüssen, Äpfeln, Blumen und Bändern geschmücktes dreieckiges Holzgestell, zur Zeit der Lese heimlich gesetzt und von der beglückten Schönen daheim voll Stolz in das Fenster gestellt. Wohlhabende Weinbauern ließen bei ihrer Vermählung und bei Geburt eines jeden Kindes ein schönes Faß schnitzen. Der Johanniszwein, ein von der Kirche umbenannter alter Heiltrauf, der nur bei ganz besonderen Anlässen getrunken wurde, wird in besonders schön ausgestatteten Fässern verwahrt. In manchen Orten dienen reich verzierte Viertelschaffl einem besonderen Zwecke: Wird ein Bauernsohn in die Gemeinschaft der Ortsburschen aufgenommen, so wird ein solches Schaffl mit Wein gefüllt, der dann gemeinsam getrunken wird. Eine alte Bauernwaaffe, die bis in germanische Zeit zurückreicht, ist das Hüterhackl, das im östlichen Teile von Niederdonau und in Perchtoldsdorf getragen wird.

Das mit guten Bildern ausgestattete und verläßlich gearbeitete Büchlein, das eine empfindliche Lücke ausfüllt, kann bestens empfohlen werden.

R. v. Spiß.

Theodor Steche: Deutsche Stammeskunde. (Sammlung Börschen, Band 126.) 173 Seiten mit 14 Karten. Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1942.

Steche legt in gedrängtester Form die Ergebnisse vor, die sich aus den Nachrichten der alten Geschichtsschreiber, aus den aufzählenden Übersichten ihrer Namen und aus den Bodensunden für den Werdegang der germanischen Stämme gewinnen lassen. Wie sehr die vorgeschichtliche Siedlungsforschung das kritisch-philologisch erarbeitete Wissen von den Wegen ihrer geschichtlichen Ausbreitung vertieft hat, erhellt aus einem Vergleich dieser Darstellung mit ihren Vorläufern. Es läßt dies den Wunsch aufkommen, diese gehaltvolle Übersicht durch Erörterung

der wichtigsten Zeitfunde nach der kulturgeschichtlichen Seite hin noch vertieft zu sehen. Dem Gewicht des Gegenstandes wäre ein dem gewidmetes zweites Bändchen durchaus angemessen. Dankenswert ist die geschichtliche und landschaftliche Abrundung des Stoffes durch die Einbeziehung der Merowingerzeit und des nordgermanischen Volksraumes. Zu erwähnen wäre gewesen, welche Wege der Auslegung der germanischen Stammesnamen bisher von N. Much als dem Vorgänger des Verfassers in diesem Büchlein, sowie von G. Schütte u. a. beschritten wurden. Bei der Aufgliederung der Stämme wird die Zuordnung der Teutonen zu den Kelten sowie Anderes, was strittig ist, wohl noch der zuständigen germanistischen Kritik unterliegen. S d t.

Wolfgang Schuchardt: Weibliche Handwerkskunst im deutschen Mittelalter. 63 Seiten mit 12 Abb. und 48 Tafeln. Berlin, Alfred Mevner, 1941.

Schuchardt führt mit einer wohlbedachten und schönen Auswahl von Werken weiblichen Schaffens zugleich in Weltbild und Ausdrucksformen des deutschen Mittelalters ein. Erläutert wird das Wirken von Bändern und Borten, die Herstellung der Bildteppiche, die Bildstickerei und andere Nadelarbeiten, endlich die Buchmalerei. Die Volksforschung mag davon allerhand Nutzen ziehen, nicht zuletzt den des zeitlichen und räumlichen Verfolgs mancher in ihr altbergebrachter Ziermuster, die in diesen Werken der Stilkunst buchstäblich oft nur mehr am Rande erscheinen. Aber es stellen sich auch z. B. spätere ostpreussische Bildteppiche als Entsprechung von niederländischen Weißstickereien des 13. Jahrhunderts heraus. Ihrerseits mag die Volkskunde damit wie auch bei den Bindemustern auf Borten zur Aufhellung des Bildsinnes über die szenischen Darstellungen hinaus beizutragen, die in der Stilkunst des Mittelalters im Vordergrund standen. S d t.

Albert Schröder: Bemalter Hausrat in Nieder- und Ostdeutschland. 152 Seiten mit 193 Bildern, 8 farbigen Tafeln, 1 Karte. Leipzig, Schwarzhäupter Verlag, 1939.

Schröders Arbeit dient nicht nur einem wissenschaftlich mit Recht von ihm geforderten Ausgleich in der Herausarbeitung der Farbigkeit der niederdeutschen gleicherweise wie der süddeutschen Volkskunst, sondern hebt den ganzen Gegenstand zugleich auch auf eine kulturwissenschaftlich beachtliche Höhe. Die Farbe findet am Möbel im Zeitenlauf eine recht verschieden gerichtete Anwendung, die sich den Stilgesetzen plastischen und flächigen Zierwerks in kennzeichnender Art verbunden zeigt. Der Text erläutert dies an einer gut gewählten Schau von Möbeln aus Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Braunschweig und dem Harzgebiet, Pommern, Ostpreußen und Brandenburg. Sie auf die andersbaltischen Ostlande auszuzeichnen, verhielte sich für die Auswirkung deutscher Volkskunst dort selbst gleicherweise ausschlußreichen Ertrag und sei in Nachfolge dieses gut gearbeiteten Vorbildes empfohlen! S d t.

Volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1931 und 1932, desgleichen 1933 und 1934, desgl. 1935 und 1936. Im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde, begonnen von E. Hoffmann Arxher, weiterge-

führt von Paul Geiger. Berlin 1937, 1939, 1941. Walter de Gruyter & Co. 542, 566 und 588 Seiten.

Mit aufnahmebereiter und umsichtiger Festlegung von Volkstumsüberlieferungen aller Art wurde hier von der deutschen Wissenschaft für den Europagedanken wiederum erhebliche Arbeit geleistet. Kommt doch jederlei eigenständige Volksforschung hier entsprechend ihrem Umfang und Gewicht zum Wort. Es sollte dies allen denen, die zur Anleitung des wissenschaftlichen Nachwuchses berufen sind, eine Verpflichtung bedeuten! Man nehme diese Bibliographie nicht zuletzt unter dem Gesichtspunkt zur Hand, daß eigenständige Volkskunde nur dann allgemeine Bedeutung gewinnt, wenn sie mit ihren Erkenntnissen sich kulturgeographisch ebenmäßig in einen größeren Zusammenhang stellt. Die systematisch in 22 Kategorien alle Gebiete der Volkskunde umfassende Bibliographie macht bei der Durchsicht manches Ungleichmaß in der Bearbeitung des Stoffes offenkundig. „Volkspoesie“ und „Volksglauben“ verharren zumeist noch auf der „Sammelerstufe“ zumal im Osten Europas. Lücken ergeben sich in der Betrachtung der uralten handwerklichen Beschäftigungen zumal für den deutschen Volksboden, wo auch den handwerklichen Berufen von der neueren Volksforschung noch immer nicht jene Aufmerksamkeit zugewendet wurde, die schon Jakob Grimm für sie forderte. Man stößt kaum ab und zu auf einen kleinen Beitrag zur Korbflechterei, von der Hausweberei, den Holzgewerben, der Stellmacherei und dem Schmiedehandwerk auf dem Dorf ganz zu schweigen. Nicht minder gilt dies vom jagdlichen Gehaben, insbesondere den Falken und anderen Vögeln zur niederen Jagd, von den noch immer gebräuchlichen Fischreusen und den treubewahrten, teils geschriebenen, teils ungeschriebenen Regeln dieser dörflichen Berufe und Verbände. Da müßten sich die Volksforscher einmal in den Fachzeitschriften des Forstwesens, der Jägerei und des Fischereiwesens bei uns gründlicher umsehen. Möge die Fortsetzung des verdienstvollen Werkes dauernd gesichert bleiben!

S d t.

Rudolf Kriß: Das Berchtesgadener Weihnachtschießen und verwandte Bräuche. 73 Seiten, 16 Bildtafeln. Wien, Eduard Hözel, 1941.

Das Büchlein bietet im wesentlichen eine Bestandschilderung der ziemlich jungen Vereine, die sich zum Böllerschießen nach alter Art zusammengesetzt haben. Einige vom Verfasser gewissenhaft verzeichnete ältere Belege der Wehrhaftigkeit der Berchtesgadener und Schießverbote runden es nach der geschichtlichen Seite hin. Mehr als die Ausdeutung auf Lärmzauber und Geistervertreibung wäre es volkskundlich von Wert, zu erfahren, was die Schützen selbst über ihren Brauch denken, um dies sinngemäß in die Vergangenheit zurückzuspiegeln.

S d t.